o. germ. 1426 ea Storch. L,

Max von Eigl.

Roman

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.
1845.

229. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

In einem hellen, freundlichen, grünumbuschten Dörfchen des Preußischen Antheils des fürstlich Liechtensteinischen Fürstenthums Troppau-Jägerndorf in Schlesien, in jener fruchtbaren Ebene, welche die Oder begrenzt, wenn sie aus dem Oesterreichischen Gebiete in das Preußische tritt, nicht viel weiter als eine Stunde von der Oesterreichischen Grenze, die bekanntlich mitten durch das Fürstenthum läuft, und in der Richtung von Troppau nach Ratibor gelegen, war vor vierzig Jahren ein sehr comfortables Wirthshaus mit einer Gartenwirthschaft, weit besser, als man sie damals auf dem Lande in Schlesien erwarten konnte. Der freundliche Garten war von einem Bache durchströmt, der sich bald darauf in die Oppa ergoß; man fand Lauben darin mit Tischen und Bänken, eine Kegelbahn, schattige Gänge und manches von Baum und Busch umhegte, trauliche Plätzchen; im Hause geräumige,

helle Zimmer und einen schönen Tanzsaal. Küche und Keller des Wirths waren trefflich bestellt, die Bedienung schnell und bescheiden, Alles reinlich und einladend. Dieses schöne Etablissement war das Werk des Gutsherrn, dem das Dorf zu Lehn ging, und der am Ausgange desselben ein sehr geschmackvolles, von ihm selbst erbautes Schlößchen bewohnte, das, zu Anfang eines großen, aus einer Waldwüstenei geschaffenen Parks gelegen, jeden Fremden von Stand und Bildung einzuladen schien. Und in der That war der Major Lüder Schenk von Birkendorf ein Mann, der mit der edelsten Gastfreundschaft, die ihm sein großes Vermögen erlaubte, die feinste Bildung und die liebenswürdigsten, geselligen Talente verband. Eine schöne, hohe, kräftige Gestalt, in der Mitte der vierziger Jahre stehend, war er schon zehn Jahre Wittwer, und vergebens hatten sich die Fräuleins der Umgegend seit dieser Zeit Hoffnung gemacht, daß er eine von ihnen als Gebieterin in sein reizendes Schloß führen, und seiner einzigen Tochter als Mutter schenken werde: der Major war gegen Alle artig, zuvorkommend, mild und freundlich gewesen, ohne jemals ein besonderes Verlangen nach einer derselben an den Tag zu legen. Nun hatten die

jungen Damen fast Hoffnung und Spekulation aufgegeben, die dagegen das junge adlige Männergeschlecht aufgegriffen; denn des Majors holdes Kind war achtzehn Jahre alt geworden, und stand in der höchsten Blüthe einer ausgezeichneten Schönheit. Luise von Birkendorf blickte mit einem herrlichen Auge voll seelenvollem Zauber in das reiche Leben, welches vor ihr lag, und schien es fromm und unschuldig zu fragen: was wirst du mir geben? welch ein Loos hab' ich von dir zu erwarten? kannst du meinem Herzen voll hoher, reiner Gefühle weh thun? — Männer, die sich auf schöne Augen verstanden, behaupteten, Luisens hellbraune Sterne glichen Spiegeln vom reinsten Wasser, in welchen sich die Welt mit ihrer ganzen Schönheit verklärt abbilde, in denen aber, wenn plötzlich die Sonne hinein schiene, eine blendende Glut erwache. Unter dem Bilde der Sonne verstanden sie, wie begreiflich, die Liebe.

Der Major hatte sich der Erziehung seines Kindes mit ungemeiner Liebe und Sorgfalt hingegeben. Erst von einem talentvollen Hauslehrer und einer französischen Bonne, die er selbst gewählt und geprüft, unterrichtet, war sie dann vier Jahre in Berlin und Breslau in adligen Stiften

gewesen, und erst seit einem halben Jahre wieder im Vaterhause, als dessen Glanz und Zierde sie nun in der ganzen Umgegend galt.

Das Wirthshaus mit seinem Garten diente den Bewohnern der benachbarten Ortschaften zum Vergnügungsort, und vorzüglich stark wurde es von den Honoratioren der nahen Stadt Troppau besucht. Die Offiziere der Garnison von Troppau waren tägliche Gäste, und benutzten diese Gelegenheit, um sich dem Gutsherrn, und seiner schönen Tochter zu empfehlen. Der Major stand mit Allen auf freundschaftlichem Fuße, und lud sie zu seinen Jagden und Familienfesten ein, übrigens war seine Thüre und Tafel jedem adligen Kriegskameraden offen, und die jungen österreichischen Helden machten gern von dieser Erlaubniß Gebrauch; seit Luise im Schlößchen waltete, desto öfter und lieber.

Die Zeit, in welcher diese Besuche statt fanden, war das denkwürdige Jahr, in welchem jener geniale korsische Soldat, der die Welt und die Zukunft mit dem Glanze seines Namens erfüllt hat, den kühnen Akt vollzog, sich eine Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Am 20. Mai 1804 hatte sich der Consul Bonaparte in Paris zum Kaiser der Franzosen ausrufen lassen, und die Welt ver-

nahm staunend diese Kunde wie ein Wundermährchen. — Die Nachkommen werden sich nie eine richtige Vorstellung von der ungeheuern Aufregung machen, welche die Thaten und Schritte des Korsen in den Zeitgenossen wachrief; am größten war sie aber unstreitig in dem Jahre, als er, der Sohn der Republik, seine Mutter stürzte und, mit größerem Glücke als Julius Cäsar, sich mit dem Namen der römischen Imperatoren schmückte. Mit welcher Begierde wurden damals die Zeitungen aus Paris erwartet und verschlungen! Wie empört waren alle republikanisch gesinnte Herzen, die von Bonaparte den Sieg ihres Princips erwartet! Wie jauchzten alle Bewunderer kühner Thaten und die, welche in der Monarchie die Rückkehr zur Ordnung und zur Gesetzlichkeit sahen! Am meisten war natürlich der Kriegerstand von ihm eingenommen; die deutschen Offiziere schwärmten für den „kleinen Korporal,“ und derer, die da ahneten, daß ihnen in dem gewaltigen Helden ein verderbliches Gestirn aufgegangen sei, gab es damals nur wenige. Uebrigens war die Welt wie betäubt von dem unerwarteten und ungeheuern Ereigniß. —

Ein schöner Julitag führte wiederum eine Anzahl Offiziere zu Roß und Wagen von Troppau

nach dem Dorfe des Majors von Birkendorf; Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer, Geistliche fanden sich ein; das schöne Geschlecht besetzte die Lauben im Garten. Der große Gegenstand der Zeit war auch der der Unterhaltung. Die glanzvollen monarchischen Einrichtungen des neuen Kaisers, die Errichtung der Ehrenlegion, die Einführung eines strengen Hofceremoniels, wie man es kaum mehr an alten Höfen gewohnt war, wurden lebhaft besprochen. Plötzlich trat ein Offizier in den Kreis seiner Kameraden, und unterbrach das Gespräch mit den Worten: „Meine Herren, eine funkelnagelneue Neuigkeit! Keine politische aus Frankreich, sondern eine gesellschaftliche aus unsrer nächsten Nähe, aus dem Schlößchen: unser wackerer Kamerad, Hauptmann von Brandenfels, hat heute um Herz und Hand des Fräuleins von Birkendorf angehalten und von Vater und Tochter das Jawort erhalten. Ich komme so eben aus dem Schlößchen, und habe es aus dem Munde des glücklichen Brautpaars selbst."

„Der Beneidenswerthe! der Glückliche!" seufzten ein Paar verliebte Lieutenants.

„Ich habe mir das längst gedacht," meinte der Oberst. „Oesterreich kann sich Glück wünschen,

diese Perle dem Preußischen Staate zu entführen: — Meine Herren, es ist unsre Schuldigkeit, sogleich unsern Glückwunsch abzustatten."

„Ihre Gnaden haben mir ohnedies versprochen, mich dem Herrn Major von Birkendorf vorzustellen," sagte ein schlanker Offizier mit einer majestätischen Adlernase, einem vollen, blonden Schnurrbart und einem äußerst lebhaften, schönen Auge, — ein junges Blut mit wahrer Quecksilberbeweglichkeit, das eben erst in die Mündigkeit getreten schien, zu dem ihm zunächstsitzenden Oberst. „Machen wir das zugleich ab."

„Das wollen wir, mein Herr Lieutenant von Zinkberg!" versetzte der Oberst, sich gnädig gegen den jungen, schönen Kriegsmann verbeugend. „Sie müssen ja doch ihren Hauptmann beglückwünschen, und werden sich zugleich über dessen schöne Braut freuen. Aber verlieben Sie sich nicht etwa in sie, wie es schon mehreren Ihrer Herren Kameraden ergangen ist!" —

Die ganze Kameradschaft brach auf; es waren zehn uniformirte Männer, die größere Hälfte von jugendlichem Alter; der schönste und stattlichste — — der Neuling Zinkberg. Dieser musterte Alles mit jener lebhaften Neugierde, die leicht erregbare Herzen

bei der ersten Betrachtung von Gegenständen an den Tag legen, von denen ihnen vorher viel Redens gemacht worden ist. So nahm er den Theil des Parks, durch welchen die Gesellschaft schritt, so das Schlößchen in Augenschein; aber seine Spannung steigerte sich, als die Thüren sich öffneten, und der Major das gefeierte Fräulein und deren Verlobter den glückwünschenden Gästen entgegentraten. Er hatte Muße Vater und Tochter, vorzüglich die Letztere, genau zu beobachten; denn während seine hier bekannten Kameraden ihre Glückwünsche abstatteten, war er bei Seite getreten, um abzuwarten, bis ihn der Oberst vorstellen würde; aber hatte sich, ohne es zu bemerken, so tief in Luisens Schönheit versenkt, daß er wie aus einem Traume auffuhr, als ihn sein Chef bei der Hand nahm, und die Blicke des Majors fragend auf ihm hafteten.

„Auch erlaube ich mir, den gnädigen Herrschaften Herrn Lieutenant Karl von Zinkberg, neues Mitglied meines Regiments, vorzustellen, erst in voriger Woche von Wien bei uns angekommen und mir von seiner Durchlaucht dem Fürsten von Liechtenstein sehr empfohlen. Ich empfehle denselben hinwiederum Ihrer Freundlichkeit.“

„Sein Sie uns willkommen!“ sagte der Major mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit, und bot dem jungen Manne die Hand. Dieser verneigte sich dankend, und während sein Auge noch einmal Luisens Gestalt überflog, färbte sich seine Wange höher, und seine Rede verwirrte sich. Es lag so viel Träumerisches, Ahnungsvolles in den Zügen des Mädchens; sie glich der nur ganz leicht geöffneten Knospe einer prächtigen Centifolie, in die noch kein Tagesstrahl gefallen, in der noch der ursprüngliche Thau zittert, und von der unentschieden bleiben muß, ob sie jetzt schöner ist in ihrer keuschen, unbewußten Heiligkeit, oder nachher, wenn sie den Kelch entfaltet hat zum vollsten Glanze ihrer Erscheinung.

Der Hauptmann von Brandenfels war ein Mann von edlen Gesichtszügen und imposanter militärischer Haltung, doch war ein auffallender Ernst über sein Wesen ausgegossen, der mit der Bedeutung des Tages seltsam contrastirte. Es schien fast, als sei er, am Gipfel seines Glücks angelangt, von einer Wolke süßer Wehmuth überschattet worden, wie es tiefen Gemüthern oft zu geschehen pflegt, die vom grellen Sonnenschein des Glücks ermatten, vom Thau der Wehmuth aber

erfrischt, sich erst wahrhaft innerlich, wenn auch geräuschlos, freuen.

Die Herren hatten Platz genommen; bald perlte ein edler Ungarwein in hellen Bechern vor ihnen, und im Nu war die Unterhaltung auf dem neuen Kaiser der Franzosen.

„Sie haben uns in der Abhandlung desselben Themas unterbrochen," nahm der Major das Wort. „Sie kennen meine alte Neigung für die Schauspielkunst, die mich jeden Winter nach Breslau, Berlin oder Dresden führt. Um so interessanter ist mir eine Nachricht, die ich in voriger Woche in Breslau von einem meiner Jugendfreunde, der so eben von Paris kam, erfuhr, nämlich daß Bonaparte im eigentlichsten Sinne dramatische Kunst studirt, und sich zum heroischen Schauspieler bildet. Ich wiederhole noch einmal: nicht etwa figürlich gesprochen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes."

Die Gäste sahen den Sprecher staunend an. „Sie sind doch wohl mystificirt worden, Herr Kamerad;" entgegnete der Oberst. „Der kühne, gewaltige Soldat, der sich einen Kaiserthron baute, wird doch wahrlich nicht, wie der weichliche Nero, auf der Bühne auftreten wollen? Was braucht

er Helden zu spielen, er ist ein solcher, und das Drama, welches er bis jetzt auf der Lebensbühne aufgeführt hat, ist so überwältigend großartig, daß es keine dichterische Nachschöpfung jemals erreichen wird."

„Ich habe auch nicht gesagt, daß er den von ihm begeisterten Franzosen auf dem Theater etwas vorspielen will, nichts desto weniger will er ihnen etwas mit theatralischen Effecten vorspielen, und der Schlaue kennt die Schwächen seiner Leute," sagte der Major lächelnd. „Die Sache verhält sich nämlich so: Napoleon Bonaparte, der jetzige Kaiser Napoleon I., ist, wie bekannt, von kleiner unansehnlicher Gestalt, und hat gar keine Repräsentation, ein großer Uebelstand für seine kaiserliche Würde. Er soll sich rasch, hastig, unbeholfen und ungeschickt benehmen, und kann den rohen Sohn der Revolution nicht loswerden. Von allen am jungen kaiserlichen Hofe ist er der, welcher das von ihm eingeführte, peinliche Hofceremoniel am unbehülflichsten befolgt; er sieht sich, wenn er öffentlich auftritt, jeden Augenblick in Gefahr, sich lächerlich zu machen, und nirgend ist das gefährlicher, als in Paris, nirgend schädlicher, als auf dem Throne, zumal wenn man diesen sich erst selbst

hat bauen müssen. Mein Freund erzählte mir in dieser Beziehung köstliche Anekdoten. Die monarchische Würde, das kaiserliche Ansehen sollen durch allen nur erdenklichen Pomp und Glanz erzwungen werden, und doch muß der neugebackene Kaiser fürchten, daß er selbst durch sein persönliches groteskes Erscheinen alle diese großen Anstalten vernichtet, und durch eine einzige Betise die mühsamsten und kostspieligsten Vorkehrungen paralysirt. Er hat sich also nach einem tüchtigen Lehrmeister umgesehen, und diesen im Schauspieler Talma gefunden, der ihm die Kaiserrolle zur bevorstehenden Krönung einstudirt."

Die meisten lachten; Zinkberg aber sagte: „Fürwahr — einen bessern Lehrer hätte er sich nicht erwerben können! Kein Sterblicher wird den Kaiser besser spielen als Talma, dieser moderne Roscius; aber ich fürchte, Bonaparte wird wenig von ihm profitiren."

„Kennen Sie beide?" fragte Luise theilnehmend.

„Ich sah sie Beide in Paris, — Talma in seinen besten Rollen, Bonaparte auf dem Wege zum Throne; ich brachte den vorigen Winter in der Hauptstadt Frankreichs zu, und erlebte im Februar

dieses Jahres die Entdeckung der Verschwörung Pichegru's und Georges Cadoudal's; aber ich kann nicht leugnen, daß mich Talma mehr angezogen und befriedigt hat, als Bonaparte, — und das Théatre français mehr nach meinem Geschmacke war, als das weltgeschichtliche Drama, dessen Hauptrolle jetzt Bonaparte spielt."

„O Sie müssen mir von Talma, von der Georges und den übrigen Pariser theatralischen Notabilitäten erzählen!" rief Luise mit leuchtenden Augen. „Denn wie der Vater, so interessire auch ich mich lebhaft für die Schauspielkunst."

„Ich muß gestehen," sagte Zinkberg, „daß die Liebe zu den theatralischen Künsten bei mir zur Leidenschaft geworden ist, und daß ich mit Schmerzen in Troppau jeden Genuß dieser Art entbehren werde! — Mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen aber die in Paris von der Bühne herab empfangenen Eindrücke, so viel mir möglich ist, wieder zu geben suchen, und erwarte nur Ihre gütigen Befehle, wenn ich damit beginnen soll. Von Vortheil wird Ihnen dabei eine Sammlung von Portraits und Costümebildern der ersten und ausgezeichnetsten theatralischen Künstler und Künstlerinnen unsrer Zeit, nicht nur Frankreichs, sondern

auch Deutschlands, Italiens und Englands sein, die ich theils in Kupferstichen gesammelt, theils selbst gezeichnet oder gemalt habe. Talma und die Georges habe ich fast in allen ihren berühmten Rollen wieder zu geben versucht."

„Ach, das ist ja ein herrlicher Gedanke von Ihnen gewesen!" rief Luise hocherfreut. „Aber wie haben Sie denn in Wien die Erlaubniß zur Reise nach Paris erhalten? Man verweigert sie namentlich Soldaten in der Regel."

„Ich stand noch nicht im österreichischen Dienst, und war überhaupt noch nicht Soldat. Ich bin nämlich ein Alpensohn, so ein Zwischending zwischen Schweizer und Tyroler, nämlich ein Kind des kleinen Landes Vaduz, das in den jungen, grünen Rhein herabschaut, und dessen Herr, wie Sie wissen, auch der Fürst dieses Landes ist. Fürst Lichtenstein hatte die Gnade mich diese Reisen machen zu lassen; er ist mein erlauchter Wohlthäter."

„Ach das ist ein Andres! — Wie beneide ich Sie um Ihre Erfahrungen! Aber was Sie mir großmüthig von Ihren Schätzen mittheilen, wird für mich von ungemeinem Interesse sein."

Der Hauptmann von Brandenfels verließ jetzt die Unterhaltung der Uebrigen und trat zu den

beiden in so lebhaftem Zwiegespräch Begriffenen, nicht ohne einen Zug von Unmuth im ernsten Gesicht. Mit unbefangener Freude theilte ihm seine Verlobte mit, was sie von Zinkberg erfahren hatte, und sie schien es nicht zu bemerken, daß diese Mittheilungen ihn augenscheinlich nicht sonderlich erbauten.

Es wurde ein Spaziergang in den Park beliebt, um den herannahenden Abend im Freien zu genießen. Während die andern Männer sich in lebhaften politischen Discussionen ergingen, fand sich Luise unvermerkt und ganz unabsichtlich wieder zu Zinkberg, und sogleich war der Anknüpfungspunkt der Unterhaltung gefunden: Schiller, den sie vergötterte, und dessen Dramen sie in Berlin und Breslau gesehen hatte. Dieses Thema war für Beide ein unerschöpfliches; denn auch Zinkberg hatte die Schönheiten des großen Deutschen Dichters in sich aufgenommen, und verstand sie zu beurtheilen, wenn auch nicht mit der Tiefe und Schwärmerei wie Luise. „Schiller," sagte sie mit der tiefen, sittlichen Wärme eines heiligen Gefühls, das ein reiches Herz lange in sich verschlossen, bis ihm plötzlich die schöne Gelegenheit wird, es auszusprechen, „Schiller ist für die Gegenwart und für alle Zu-

kunft hin der Repräsentant oder der Typus des idealen Deutschthums, so lange nämlich Deutschland das Land des Gemüths, des naiven Selbstbewußtseins und der wahren, ächten Sentimentalität ist, so lange Sittlichkeit und Schönheit, die im Grunde nur eins, zwei Namen für einen Begriff sind, das leitende Gesetz des Denkens und Handelns im Deutschen Volke abgeben; dieser erhabene Dichter ist das höchste Product Deutscher Gesinnung und Deutschen Wesens überhaupt; alle Deutsche Tugend, alle Deutsche Größe ist in vollendeter Reinheit in ihm zur Erscheinung gekommen; er ist der Deutsche an und für sich. Ja, ich bin überzeugt, daß ein scharfsinniger Kritiker in ihm und seinen Werken auch die Andeutung unsrer vorzugsweise Deutschen Schwächen und Fehler entdecken würde. Ich sehe in ihm nur das größte, schönste und edelste Herz, das jemals auf Erden geschlagen. Wie ich mir die Sonne als das Herz unseres Weltensystems denke, aus welchem alle sie umwandelnden Planeten Licht, Wärme, Leben und Lust trinken und auf jedem dieser Sterne viele Millionen, ja unzählige Geschöpfe und Wesen aller Art, so gilt mir Schiller als das Herz Deutschlands, aus dem wir alle, Groß und Klein, Alt

und Jung bis in die fernsten Zeiten hinab sittliche Größe und Stärke, Tugend und Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute, Begeistrung für Leben, Liebe, Freiheit schöpfen können und sollen. Für mich ist er der Heiland und Gründer des wahren Cultus, der Anbetung und göttlichen Verehrung, des Schönen. Und nur das Schöne allein ist der Anbetung würdig."

„Mein Fräulein, Sie setzen mich in Erstaunen über die Tiefe und Wahrheit Ihrer Ideen und Bilder!" rief der Lieutenant mit Feuer. „Sie haben ausgesprochen, was ich längst als dunkles Gefühl in mir trug. So sehr ich auch Schiller verehrte, von dieser Stunde an wird er mir, gleich Ihnen, als das Höchste gelten, was die sittlich poetische Welt hervorbringen konnte, Blüthe und Frucht der ästhetischen Weltanschauung. Es überrascht mich, die Wahrheit bestätigt zu finden, daß jede Nation einen Dichter hervorgebracht hat, in welchem alle Radien der Volkseigenthümlichkeiten wie in einen Brennpunkt zusammenlaufen. So ist Voltaire der Repräsentant der Franzosen, Tasso der Italiener, Cervantes der Spanier, Milton der Engländer, und es ist nicht nöthig, daß ein solcher zugleich der größte Dichter des Volks ist; ja

jedes der genannten Völker hat größere Dichter als die angeführten, und auch in Deutschland gilt ja Goethe für einen größern Dichter als Schiller."

„Ich besitze zu wenig kritischen Scharfsinn," entgegnete Luise, „um mich auf den oft geführten Streit einzulassen, wer von diesen beiden Dichtern größer sei; ich kann nur auf mein Gefühl gehen, und dieses spricht für den unstreitig sittlich größern Schiller. Er hat mir das Theater zu einem Tempel der Moral gemacht; wenn eine seiner genialen Schöpfungen an mir vorübergegangen ist, fühle ich mich besser, edler, gehobener, zu jeder guten und schönen That fähiger. Mein Herz fühlt sich dann dem seinigen verwandt; ich möchte an das Herz der Menschheit in anbetender Liebe, in jubelnder Begeisterung sinken; ich möchte seine göttlichen Worte rufen: Diesen Kuß der ganzen Welt!"

„Das ist die unwiderstehliche, göttliche Macht des Ideals!" rief Zinkberg, von des schönen Mädchens Begeisterung angesteckt und hingerissen.

„Und — sagen Sie mir —" fuhr Luise fort, „ist denn Gott etwas Anderes, als das Ideal aller menschlichen Vollkommenheiten? Hat das Wort „göttlich" etwa eine andre Bedeutung als idealisch? Darum ist Schiller der größte Sterbliche, ein gött-

licher Mensch! Was geht mich Bonaparte an? Ich verehre nur einen Menschen, und der ist Schiller."

„Mein höchster Wunsch ist stets gewesen," sagte Zinkberg, „den Karl Moor in den Räubern, den Ferdinand in Kabale und Liebe und den Max Piccolomini im Wallenstein selbst darzustellen, und nie habe ich dazu kommen können."

„Ach!" seufzte Luise, „Sie geben dem geheimsten Wunsche meiner Seele Worte, die ich noch gegen Niemand auszusprechen gewagt habe; ich möchte die Amalia, meine Namensschwester Luise und die Thekla spielen. Es könnte mich überglücklich machen. Alles was ich fühle, wenn ich diese herrlichen Schöpfungen auf der Bühne sehe oder lese, kann ich nie aussprechen, aber durch die Darstellung möchte ich mich dieser Gefühle entäußern." Begeistert hing ihr feuchtes Auge an Zinkbergs Zügen.

Mißmuthig nahete ihnen Brandenfels, denn sie waren hinter der Gesellschaft zurückgeblieben.

„Verrathen Sie nichts von unsern geheimen Wünschen!" flüsterte das Fräulein und reichte dann ihrem Verlobten den Arm, plauderte aber dann von Schiller fort und recitirte Stellen aus der

Braut von Messina, deren Schönheit der Hauptmann belobte; ob aus Ueberzeugung oder aus Galanterie gegen seine Braut, blieb unentschieden.

Bald darauf verabschiedeten sich die Gäste, um vor Einbruch der Nacht ihre Garnison zu erreichen.

„Vergessen Sie das nächste mal die versprochnen Bilder nicht!" sagte Luise zu Zinkberg, als er sich von ihr verabschiedete, und er leistete noch einmal feierlich das Versprechen. Der Major, der jetzt davon hörte, äußerte gleiche Freude über den bevorstehenden Genuß, und lud den Lieutenant ein, seiner Tochter und ihm denselben in den nächsten Tagen zu gewähren. — Brandenfels schien allein zu ahnen, daß ein verwirrendes Schicksal in der Person Zinkbergs in das Haus getreten war. Fröhlich scherzte Luise über seinen Ernst und meinte, der Lieutenant von Zinkberg sei ein wenig ein gefallsüchtiger Geck, aber seine Unterhaltung über das Theater habe ihr viel Vergnügen gemacht, und noch mehr verspreche sie sich aus den von ihm zugesagten Mittheilungen. —

Zinkbergs brennender Stirne that die kühler werdende Nachtluft gut. Gegen seine Gewohnheit ritt er stumm hinter den Andern her, und die beflügelten Schläge seines Herzens brachten ihn zu

dem stillen Geständniß, daß er, trotz der scherzhaften Warnung des Obersten, in Luise von Birkendorf, die Braut seines eignen Hauptmanns, verliebt sei.

Die Entdeckung, welche Karl von Zinkberg hinsichtlich seiner Gefühle gemacht hatte, brachte ihn keineswegs in Verlegenheit oder machte ihm sonderliche Sorge; er fühlte sich weder unglücklich, die verlobte Braut eines Andern zu lieben, noch fiel es ihm ein, seine Leidenschaft zu unterdrücken und der Sache gleich vom Anfang durch eine großmüthige Resignation ein Ende zu machen. Er hielt nichts vom Resigniren, nichts vom Aufopfern, nichts von weinerlicher Sentimentalität. Er war gewohnt, sich jedem schönen Gefühle mit ganzer Seele hinzugeben, und sich durch Hindernisse nicht stören zu lassen, wenn er Genüsse erstrebte, die ihm seine lebhafte Phantasie als besonders reizende vormalte. Das ist Lebensgebrauch aller Glückskinder, sich nichts zu versagen. Es ist der raffinirte Egoismus unserer Zeit. Denen ein gütiges Geschick den Lebenspfad mit Rosen bestreut, die wollen sie auch alle pflücken, nicht nur die im eignen Garten,

sondern auch die im Garten des Nachbars, und es kommt ihnen gar niemals ein Zweifel an ihrem vollkommensten Recht dazu in den Sinn. In den rohen Zeiten des Schwerts gab es ein Recht des Stärkern, in den feinen Zeiten der Intrigue gibt es ein Recht des Glücklichen; denn der Glückliche ist immer schlau und seinen Vortheil d. h. seinen Genuß erspähend. Daher ist denn auch der Schlaue immer glücklich. Aber es ist doch nur die roheste und gemeinste Art von Glück, der grelle Sonnenschein des Lebens, den diese praktischen, egoistischen Menschen kennen, lieben, suchen und gewinnen; von jener stillen Seligkeit sanft umwölkter Tage, von jenen tiefen, schmerzlich süßen Gefühlen, welche durch den zarten Schleier der Wehmuth hindurch leuchten, wie die milden Sterne und der schwermüthige Mond durch die stille, heilige Nacht; von jenem höchsten und reinsten Glücke, das im Schmerz lächelt und in der Freude weint, das seine Hände sehnsüchtig nach den Abendröthen ausstreckt, um sich seinen dunkeln Weg damit zu schmücken, und doch weiß, daß vom Himmel nichts weiter als Thau — Thränen — auf diesen einsamen Pfad fallen wird, und sich auch darüber freut, obgleich es vor Schmerz sterben möchte: von diesem Glücke

ahnen die vorzugsweise sogenannten Glücklichen nichts. Ja es giebt ein Glück der Oberfläche und ein Glück der Tiefe, ein Glück des Tages und ein Glück der Nacht, ein Glück der Sinne und ein Glück der Seele, ein Glück des Egoismus und ein Glück der Resignation. Der große Haufe kennt nur das Erstere, und lächelt mitleidig über das Andere, und gönnt es gern den Wenigen, die Geschmack daran finden; darum nennt die Welt auch nur jenes Glück, während sie für dieses keinen besondern, bezeichnenden Namen hat.

Karl von Zinkberg war ein Glücklicher in der allgemeinen Bedeutung. Talentvoll, phantasiereich, erregbar, lebhaft, ja hastig in Empfindungen und Aeußerungen, daher schnell für etwas begeistert, glühend in Leidenschaft, rasch, schier ohne Ueberlegung auf sein Ziel losstürmend, dann, wenn er es erreicht, eben so schnell dafür erkaltend und bei der ersten Gelegenheit sich mit demselben Feuereifer einem andern zuwendend — ein fein raffinirter Egoist. Jung, schön, vielfach unterrichtet, durch Reisen und Umgang mit der vornehmen Welt fein gebildet, der Günstling eines reichen Fürsten, der ihn stets mit materiellen Mitteln im Ueberfluß versehen, hatte er ein leichtes Leben gelebt und eine

schöne Jugend. Er hatte schon geliebt — kühn, feurig, aber nie lange. Eine so schöne Schwärmerin, wie Luise, hatte noch nicht an seinem Wege gestanden, darum liebte er sie feuriger und leidenschaftlicher, als seine frühern Geliebten, darum war er fest überzeugt, erst jetzt lerne er die Liebe kennen, darum schwärmte er für die Schwärmerin.

Uebrigens hielt ihn die verborgene Glut seiner Leidenschaft, der er so bald als möglich Luft zu machen bei sich beschloß — denn er quälte sich nicht gerne lang mit unbefriedigten Wünschen — nicht ab, seiner Schmetterlingsnatur Genüge zu leisten, und in Troppau alle schönen Blumen aufzusuchen, um tändelnd, scherzend, genießend von einer zur andern zu flattern. Bald war er die Seele aller Gesellschaften, das Idol aller jungen Damen, und da er selbst nicht versäumte auch ältern Damen, die bereits über die ersten Stadien der Liebe hinaus waren, mit einem wahrhaft liebenswürdigen Eifer den Hof zu machen, so wurden diese seine beredten Lobrednerinnen. Er hatte nicht vergebens gelebt; er hatte sich Menschenkenntniß gesammelt. Wer in der Gesellschaft reusiren will, muß mit den heirathsfähigen Mädchen tanzen, mit den Frauen von vierzig Jahren sich unterhalten und den noch

ältern Artigkeiten erweisen; er muß mit den erstern zärtlich umgehen, mit den letztern höflich, mit den mittlern feurig. Nie ist das Frauenherz empfänglicher für die Liebe, als in den höhern dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre, und die Huldigungen eines interessanten Mannes werden in dieser Periode mit der zärtlichsten und innigsten Hingebung unbegrenzter Dankbarkeit entgegengenommen. Jede Pruderie, jede stolze und erheuchelte Kälte, jeder launiche Trotz, die der eben aufblühenden Schönheit so oft eigen zu sein pflegen, verschwinden vor dem wahren und süßen Verlangen des Weibes, dessen Blüthe vorüber ist, die neu und stark erwachte Sehnsucht des Herzens befriedigt zu sehen. Wer die ganze glühende Stärke der Liebe eines Frauenherzens kennen lernen will, wende seine Gunst einer Frau von vierzig Jahren zu. Das Mädchen von zwanzig Jahren liebt ihren Gegenstand, die Frau von vierzig Jahren vergöttert ihn.

Zinkberg hatte bald genug ein zärtliches Verhältniß mit der Frau eines fürstlichen Raths. Die Frau Räthin Schaller war erst fünf und dreißig Jahre alt, und hatte noch die vollsten Ansprüche an den Namen einer schönen Frau; ihr Mann war

im Aktenstaub ergraut und vertrocknet. Der leidige Wunsch versorgt zu sein und nicht übrig zu bleiben, hatte ihr heißes Herz an diese kalte Brust gelegt, die keine Antwort hatte auf seine Fragen, und so war das hohe, schlanke Weib mit dem schmachtenden Auge stumm und unverstanden neben der traurigen Gestalt gewandelt, die der Vater ihrer Kinder geworden war. Zinkberg zeichnete sie auf Bällen aus; er fand Geschmack an ihrer Unterhaltung, das schlummernde Feuer in ihrem dunkelbraunen Auge hatte für ihn magnetische Kraft; er sah immer häufigere Blitze hervorbrechen, wenn er ihr gegenüber stand und das Wort an sie richtete; er fühlte aus Lauten und Worten, ja am zitternden Ton ihrer Stimme die erwachende Leidenschaft für ihn heraus, und, geschmeichelt von dem schönen Siege, gab sich seine Eitelkeit dem süßen Gefühle rückhaltslos hin, von einer so interessanten Frau geliebt zu werden, obgleich er für sie nichts weiter empfand als die Sinnentrunkenheit eines begehrlichen Männerherzens. Seine Liebe, so stark und so heiß er zu fühlen vermochte, gehörte Luise von Birkendorf.

Seit Zinkberg in Troppaus Mauern weilte, trieb ein lebendiger Geist der Geselligkeit unter den

höhern Ständen schnelle Blüthen; wie mit einem Zauberstabe weckte der junge Offizier Kräfte, von deren Dasein man nichts geahnet hatte; er war unerschöpflich in Erfindungen und neuen Ideen zur Unterhaltung und Erheiterung der Gesellschaft. Bald arrangirte er eine Lustfahrt in das nahe Gebirge, und — wenn die fröhlichen Wallfahrter an Ort und Stelle anlangten, fanden sie zu ihrer Ueberraschung ein Zelt aufgeschlagen, von dessen Spitze ihnen eine Fahne grüßend entgegenflatterte; das Zelt war mit jedem wünschenswerthen Comfort ausgestattet, und hinter dem nahen Gebüsch hervor schmetterte eine vollzählige Musik ihre lustigen Fanfaren. Und nun Ballschlagen, Wettläufe, Kämmerchenvermiethen, Blindekuh, Schenken und Logiren, Räthselspiele und die unzähligen, heitern Gesellschaftsspiele, welche Zinkberg alle kannte und mit liebenswürdigem Humor einrichtete und variirte, denen er neue hinzuzufügen wußte, eben so gefährlich für unverwahrte und arglose Herzen, als reizend und pikant für bereits verwundete. Dann hatte er wieder ein Vogelschießen mit Armbrüsten eingerichtet, an welchem die Damen theilnahmen, oder ein Scheibenschießen mit dem bleiernen Vogel besonders für die Damen. Wieder einmal hatte

er eine große Lotterie veranstaltet, zu welcher die Damen die Gewinne mit eigener Hand angefertigt; dann hielt er einen Jahrmarkt mit Würfelspiel, wobei er auf versteckte Weise die zartesten und schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten erweisen konnte, und immer wußte er der Räthin Schaller die Ueberzeugung zu geben, daß sie die Königin seines Herzens sei. So spann er um diese liebebedürftige Frau einen immer dichtern und immer leuchtendern Zauberkeis aus keinem andern Zweck, als seinem Herzen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und nöthigenfalls seine Leidenschaft für Luisen von Birkendorf, welche meist mit ihrem Verlobten und ihrem Vater an diesen Vergnügungen theilnahm, zu cachiren. Er stand deshalb auch nicht an, die verliebte Räthin zuweilen öffentlich so auszuzeichnen, daß sie bald als die Dame seines Herzens galt, ohne jedoch bei ihr selbst Schritte zu einem nähern und innigern Verhältniß zu thun; und auf diese Weise gelang es ihm, den Verdacht seines Hauptmanns in Bezug auf Luisen gänzlich niederzuhalten, was er vorzüglich bezweckte. Während auf diese Weise Lob in Aller Mund und vorzüglich im Munde der Schönen war, während die Räthin Schaller stolz war, sich den Gegenstand so

allgemeiner Verehrung ergebener zu wissen als jeder Andern, und doch im Stillen nach heimlichern Beweisen seiner Liebe seufzte, machte sich Zinkberg daran seinen fein angelegten Plan der Ausführung näher und näher zu bringen. Wöchentlich einmal, und nie mehr, trug ihn sein flinkes Roß in die idyllische Behausung des Majors Schenk von Birkendorf. Erst brachte er seine Bilder der theatralischen Berühmtheiten mit, und plauderte so angenehm, so unterhaltend über die Originale, von denen er Lebensgeschichte und Anekdoten wußte, dann kamen die neuesten Schauspiele dran, Uebersetzungen Shakspeares, Holbergs, Goldoni's, Gozzi's, Calderons, die er, von einem vollen, wohltönenden Organ begünstigt, mit Wärme und Begeisterung vortrug. So war er für Vater und Tochter ein stets willkommner Gast, aber seine Besuche schienen weit mehr dem Erstern zu gelten, als der Letztern, und er hatte Herrschaft genug über sich, sich von seiner Leidenschaft für das Fräulein anfangs nichts merken zu lassen. So heftig diese war, so wenig fühlte Luise für ihn. Er war ihr ein angenehmer Gesellschafter; ihr Verlobter war aber ein schönerer Mann, und der schwermüthige Ernst des Hauptmanns von Brandenfels hatte

für sie etwas ungemein Anziehendes. Aber der Hauptmann vermochte selten seinem Gefühl das rechte Wort zu geben. Er war einer von den schweigsamen Menschen, in deren Seele das vorübergehende Leben nur Bilder aufstellt und nicht Worte aufruft; ein Händedruck, eine Bewegung, ein Blick, eine Thräne im Auge sind die Verkünder einer starken Empfindung, aber Liebe und Schmerz schlagen tiefere Wurzeln in ihre Herzen, deren keusches Geheimniß von keinem profanen Worte entheiligt wird. Brandenfels liebte Luisen tief und wahr, ihr Besitz galt ihm als höchstes Lebensglück, er war ein edler, reiner Charakter, aber kein Schwärmer; er war mit ganzer Seele Soldat, aber kein Dichter; er verkannte die Schönheiten der dramatischen Dichtkunst nicht, ja er fühlte sich von ihnen angeregt und erwärmt, aber nicht begeistert, und wie er überhaupt keiner Exaltation fähig war, so hatte sein schlichter, gerader Sinn es nimmer über sich vermocht, eine höhere Seelenstimmung zu erheucheln, deren er nicht fähig war. So sehr nun seine edle Männlichkeit Luisens zart weiblichem Gemüthe imponirte, so lange er ihr allein zur Seite stand, so konnte sein einfaches, treuherziges Wesen ihre Seele doch nicht genugsam

ausfüllen, daß sich nicht ein farbigeres Bild allmälig in dieselbe einschmeichelte, sobald dieses mit den feinen Gefühlsfäden derselben in so innige Berührung kam, wie Zinkberg, zumal dieser es so gewandt und geschickt darauf anlegte, ihr Herz für sich zu entflammen. Sobald der Letztere mit ihr allein war, klagte er ihr, daß einem tieffühlenden Herzen meist das wehmüthige Loos beschieden sei, einsam und unverstanden durch das Leben zu wandeln, und daß er sich namenlos unglücklich fühle, diesem unabwendbaren Schicksale ebenfalls rettungslos verfallen zu sein.

„Aber mein Gott,“ erwiederte Luise, „nichts befremdet mich mehr, als diese Klage gerade aus Ihrem Munde zu hören! Sie, der Komos der Gesellschaft, Merlin mit dem Zauberstabe des Vergnügens, der Ihnen alle von ihm berührte Herzen unterthan macht, Sie klagen über unverstandene Gefühle und über eine wehmuthsvolle Einsamkeit, von der auch ich gar wohl weiß, und viel zu erzählen vermöchte!“

„O mein Fräulein!“ rief Zinkberg, „ich preise Sie glücklich, daß Sie den Schmerz in seiner fürchterlichsten Qual nicht kennen, die sich in wildfröhlichen, tollen Liedern, in burlesken Sprüngen und

Tänzen äußert. Es gibt ein Jauchzen, das aus einer blutigen, zerrissenen Brust hervorbricht, es gibt ein anscheinend freudiges Gebahren, das den wildesten Schmerz betäuben möchte, es gibt eine Lust, die nur die bunte Hülle der schwärzesten Trauer ist. Das ist die Ironie des Lebens. Ich habe einen Schauspieler gekannt, einen der ausgezeichnetsten Komiker, in dessen Seele die Widersprüche des Lebens eine grausame Verheerung angerichtet hatten, und der nie besser spielte, und das ganze Haus zu einem unaufhörlichen Gelächter hinriß, als wenn die Wunden seines tiefen Gemüths am stärksten bluteten. Nicht alle Leichentücher sind schwarz, mein Fräulein, und der düstersten bedient sich gar oft nur der erheuchelte Schmerz. Ahnen Sie nicht, daß der bunte Lappen, den ich um mich hänge, das Leichentuch eines in Todesqualen zuckenden Herzens ist?"

Zinkberg hatte in dieser schwülstigen Rede so meisterlich gelogen, ja fast mit dem Glauben gelogen, als spreche er Wahrheit, daß Luise, vom heiligsten Mitgefühl ergriffen, das der Liebe schon nahe verwandt war, ihm die Hand reichte, und ihre Worte: „Ja, Zinkberg, jetzt verstehe ich Sie ganz; denn auch ich bin einsam und unverstanden,"

waren der Commentar zweier Thränen, die als kostbarstes Perlenpaar an ihren langen, dunkeln Wimpern zitterten.

„Und welch ein unaussprechliches Glück beginnt als Morgenröthe in die Nacht meines Lebens zu leuchten, das Glück, von Ihnen verstanden zu werden!“

Luise zuckte zusammen. „Still!“ sagte sie. „Sie sollen Ihrem Schmerze nicht erliegen. Ich begreife, daß Sie ein gefährliches Spiel spielen. Die Gewalt Ihrer Gefühle, im grellen Widerspruch mit ihrer Entäußerung, müßte Sie bald zu Grunde richten. Lassen Sie uns austauschen, was wir über Leben, Poesie und Schönheit denken, fühlen, empfinden. Wir werden das rechte Wort finden, und, wenn nicht, die Andeutung verstehen und als Ueberzeugung in uns aufnehmen.“

Zinkberg beugte sich auf ihre Hand nieder und küßte sie; aber die Glut seiner Lippen schlug, wie ein elektrischer Funke, in ihr Herz. Von dieser Stunde an war er ihr mehr, als ein angenehmer, unterhaltender Gesellschafter.

Gegen Ende des Monats August, als die länger gewordenen Abende manchem geselligen Vergnügen wieder größern Spielraum gönnten, unterhielt Zinkberg die Troppauer schöne Welt mit chinesischem Schattenspiel und einem chinesischen Feuerwerk, welches, wie Alles, was von dem liebenswürdigen Lieutenant ausging, sich großen Beifalls erfreuete. Als diese Unterhaltung erschöpft war — und dies mußte sie, ihrer Natur nach, sehr bald sein — that Zinkberg einen Schritt weiter zu seinem Ziel, und er ging langsam, um sicher zu gehen, mit großer Vorsicht, um es nicht zu verfehlen. Er schlug der Gesellschaft vor, lebende Bilder darzustellen. Der Vorschlag ward mit jubelnder Zustimmung aufgenommen. Zur Ausführung bedurfte man aber eines Theaters. Ein solches befand sich im Hinterhause eines Gasthofes, und herumziehende Schauspielergesellschaften pflegten abwechselnd darauf zu spielen. Zinkberg mußte sich zu seinem Zwecke dieser Bühne bemächtigen, bevor eine solche Gesellschaft sie miethete. Der Enthusiasmus seiner Freunde für die lebenden Bilder arbeitete ihm in die Hand, und Zinkberg schmiedete das Eisen in der ersten und besten Hitze. Eine Subscription zur Deckung der Kosten bedeckte

sich mit Namen und großentheils mit hohen Beiträgen. Das Theater wurde gemiethet, und junge und ältere Kunstfreunde stellten sich dem Lieutenant als Figuranten in den Bildern zur Verfügung. Damen gewann er selbst mit einem höflichen Besuch, mit ein Paar Schmeichelworten. Keine schlug ihm ab, in den Bildern als Schönheit zu glänzen. Die Räthin Schaller warf sich entzückt an seine Brust; ihre glutathmenden Küsse sagten ihm deutlich genug, daß sie von seinen an sie gestellten Wünschen nicht diesen allein zu erfüllen freudig bereit sei. Der Herr Rath dürfte nichts dagegen einwenden, daß seine hübsche Frau eine Figur in Bildern von berühmten Meistern darstelle. Die Sache hatte nicht das mindeste verdächtige Ansehen. Lebende Bilder waren etwas ganz neues; man hatte erst in Wien dergleichen gesehen, und Jedermann war davon höchst befriedigt worden. Zinkberg erklärte mit feurigen Worten, beleuchtete die ästhetische und moralische Seite des neuen Gegenstandes und gewann auf diese Weise Herren und Damen aus den höchsten Regionen der Gesellschaft. Nun durfte er es wagen, beim Major von Birkendorf hinsichtlich Luisens anzufragen. Er beabsichtigte Raphaels Sixtinische Ma-

donna zuerst zur Anschauung zu bringen; wer in Troppau und der ganzen Umgegend war durch Schönheit und Liebreiz befähigter die jungfräuliche Mutter, die Königin des Himmels und Erde darzustellen, als Luise? Dies beschwuren alle Offiziere hoch und theuer als unbezweifelbare Wahrheit, und es schien gar nicht, als ob der erste Gedanke, Luisen von Birkendorf als Figurantin zu gewinnen, von Zinkberg ausgegangen sei, so schlau hatte er die Karten zu mischen verstanden. Die übrigen Offiziere waren es, die ihm den Vorschlag machten und sich dann mit ihm vereinigten, um Luisen zu gewinnen; denn Zinkberg behauptete, er sei noch zu neu, um allein die Bitte zu wagen, auch sei nicht allein das Fräulein und ihr Vater für die Sache zu überreden, sondern auch des Hauptmanns von Brandenfels Zustimmung und Erlaubniß einzuholen, was wahrscheinlich die schwierigste Partie in dieser Angelegenheit sein dürfte. Da erklärte sich der Oberst sogleich, er werde den Hauptmann zu bestimmen suchen, den Wünschen der ganzen Stadt nicht entgegen zu sein, und er zweifle nicht an dem besten Erfolge seiner Bemühungen. So ging denn Alles, wie es Zinkberg gewünscht; die feine Intrigue wurde ganz nach seiner Anlage

gespielt, und die Akteurs ahneten nicht, daß sie nur die Drahtpuppen ihres neuesten Kameraden waren. Eine Cavalcade auf das Schlößchen des Majors hatte denn auch den erwünschten Erfolg: der Major, freundlich, leutselig wie immer, sagte unter der Bedingung zu, daß Brandenfels nichts dagegen habe; Luise warf Zinkberg einen dankbaren, seligen Blick zu, und drückte ihm gleich darauf verstohlen die Hand, auf die hinwiederum sein Kuß brannte. Brandenfels war denselben Tag unter einem Vorwande vom Obersten zurückgehalten worden, und hatte diesem, eh er sich's recht versah, seine Einwilligung gegeben, obgleich er ein saures Gesicht dazu machte. Und doch war der ernste Mann nicht ganz ohne Eitelkeit; ohne es sich selbst zu gestehen, schmeichelte es ihm, daß seine schöne Braut die Repräsentantin der idealen Weiblichkeit, die angebetete Mutter Gottes, darstellen werde.

Die höhern Kreise der Stadt geriethen nun allzumal in eine angenehme Aufregung, ein für empfängliche Gemüther so höchst willkommener Zustand; alle männlichen und weiblichen Scheeren und Nadeln kamen in flinkere und anhaltendere Bewegung; Maler, Tapezierer, Maschinisten und

noch viele andre Leute waren meist athemlos vor Beschäftigung, und das Theater wurde unter Zinkberg's Leitung weit vollendeter hergestellt, als zur Darstellung lebender Bilder nöthig gewesen wäre. Doch darüber wurde Niemand recht klar, außer dem leitenden Schöpfer.

Die Vorstellungen begannen endlich. Das Haus war gedrückt voll; der Beifall war der anhaltende Jubelruf eines geistigen Rausches. Niemand von den Zuschauern hatte je etwas so Herrliches gesehen, aber selbst schwer zu befriedigende Kenner hätten auch gestehen müssen, daß Alles vortrefflich arrangirt war. Und wer hätte wohl Luisen in ihrer züchtigen Schönheit, in ihrem demüthigen Reiz, das schwärmerisch entzückte, tiefblaue, seelenvolle Auge auf das Kind in ihrem Arme gerichtet, sehen können, ohne, je nach seiner Individualität, in stürmischen Jubel auszubrechen, oder in stille verzückte Anbetung zu versinken? Zinkberg hatte sich mit dem ersten Bilde die höchste Krone der Dankbarkeit und Gunst seines Publikums errungen; es fehlte nicht viel, man hätte ihn auf den Händen getragen, um ihm einen improvisirten sichtbaren Beweis der allgemeinen Verehrung zu geben. Im zweiten Bilde, nach Annibale Carracci,

sah man eine Räuberfamilie auf Raub lauernd. Die Räthin Schaller stellte das sinnlich schöne Räuberweib dar, Zinkberg selbst den Räuber. Der Contrast mit dem ersten Bilde frappirte. Dort hatte man die ideale himmlische Schönheit gesehen: hier sah man die natürliche irdische, und im Stillen gab manche irdischgesinnte Natur der letztern den Vorzug. Der Anblick der Räthin war in der That verführerisch reizend. Zinkberg glühte von Verlangen nach dem berauschenden Liebesgenuß dieses Weibes, während der süße und reine Zug seines Herzens ihm Luisens Besitz als das höchste Glück pries. Frauen, wie die Räthin, hatte er schon manche gekannt und geliebt; sie waren es gewesen, die ihn in die Mysterien der irdischen Liebe eingeweiht hatten; er wußte, welche Befriedigung sie zu bieten im Stande waren; ein Wesen wie Luise war ihm neu. War es nun seine edle Natur überhaupt, die bis jetzt unter Vergnügungen und Genüssen verschüttet gewesen war, oder war es der dem Menschen eigene Trieb, das Neue zu erstreben, das Ungewöhnliche, Außerordentliche sein zu nennen: genug, das mächtige Verlangen seiner Seele war nur Luisen zugewendet, während das Verlangen seines Blutes der Räthin galt. Dieses

Doppelwesens wurde er sich an diesem Abende zuerst recht klar bewußt, und er bemerkte, wie sein Gefühl, ohne sich vorher Rechenschaft davon gegeben zu haben, den beiden von ihm geliebten weiblichen Wesen in den Bildern diejenigen Stellen angewiesen hatte, welche sie, nach erlangter Einsicht, in seinem Herzen wirklich einnahmen. Bei Luisen wagte er kaum einen leisen Händedruck, während sein Auge mit stillem Entzücken an ihren Zügen hing; die Räthin schürte wie absichtlich den lodernden Brand seiner Empfindungen für sie, und lag einen unbeobachteten Augenblick seufzend und liebefordernd an seiner Brust.

Das Kind, welches der Madonna zur Vollendung des Bildes gedient hatte, war der jüngste Knabe der Räthin; dadurch kam Luise mit der Mutter in nähere Berührung. Die feurige Frau floß über vom ungemeßnen Lobe des von ihr vergötterten Zinkberg, und jedes Wort derselben fiel als gutes Saatkorn auf einen empfänglichen aufgelockerten Boden oder als Funke in ein Herz voll Zunder, in Luisens Herz, die in ihrer jungfräulichen Unschuld nicht ahnete, daß eine verheirathete Frau und Mutter mehrerer Kinder einen andern, einen jüngern Mann mit Leidenschaft lieben könne.

Ueberhaupt kannte Luise die Bedeutung des Wortes Leidenschaft noch nicht; doch hatten Zinkberg und Frau Schaller — jener bewußt, diese unbewußt — die geeignetsten Wege eingeschlagen, um ihr diese mangelnde Kenntniß bald im tiefsten Sinne zu verschaffen. Schon begann sie in einsamen Stunden, still vor sich hinbrütend, Vergleiche zwischen ihrem Verlobten und Zinkberg anzustellen, das allergefährlichste Spiel für die Phantasie eines jungen Mädchens, in welchem der Verlobte immer verlieren muß; ja er hat schon verloren, ehe nur das Spiel beginnt — die Spielerin weiß es nur noch nicht — und es würde nicht beginnen, wenn er nicht bereits verloren hätte. Luise erröthete, und das Herz schlug ihr ängstlich schneller, wenn sie sich auf diesem dämonischen Gedankenspiele, wie auf einem Verbrechen ertappte, und sie nahm sich ernstlich vor, nicht mehr an Zinkberg zu denken, und sich ganz allein mit ihrem edeln, braven, schönen Brandenfels zu beschäftigen, ihn von ganzer Seele zu lieben, ihm treu zu sein bis in den Tod, und was dergleichen sentimentale Vorsätze eines reuigen Mädchenherzens mehr sind. Aber was haben sie einer erwachenden Leidenschaft gegenüber je geholfen? Was halfen sie auch Luisen? Arm-

selige, hölzerne Kinderwaffen, welche Angst und Pflichtgefühl gegen einen Riesen gebraucht, der sie lächelnd zerdrückt, und die kämpfende Vernunft unter seine Füße wirft. Wenn Herz und Vernunft in Zwiespalt gerathen, bleibt das erstere immer Sieger; denn es hat eine unbezwingliche Bundesgenossin, — die Phantasie. Eh sich's die arme Luise versah, stellte ihr diese mächtige Zauberin den Lieutenant Zinkberg, mit den prächtigsten Farben ausgestattet, in den Vordergrund ihrer Seele und drängte den Hauptmann Brandenfels — grau und unscheinbar — in den Hintergrund derselben. So kämpfte sie Tag für Tag, und Zinkberg wurde ihr immer theuerer. Ja, wenn er unbescheiden oder zudringlich gewesen wäre, wenn sie ihm irgend etwas hätte zur Last legen können, sie würde vor ihm geflohen sein; aber er verstand das weibliche Herz. Er war so bescheiden, so sanft, so leidend; nur ein Blick, ein Seufzer, ein Händedruck verriethen ihr, was in ihm vorging. Sie sah ihn leiden — und sie litt mit ihm.

In der dritten Vorstellung der lebenden Bilder that Zinkberg wiederum einen wohlberechneten, vorsichtigen Schritt auf der von ihm eingeschlagenen Bahn zur Eroberung Luisens; er ließ Wallensteins

Lager von Schiller, als eine neue, höchst originelle Dichtung allgemein begrüßt, als Bild darstellen, und erntete dafür frischen, enthusiastischen Beifall. Nach der Vorstellung war jedesmal ein kleiner Thé dansant. Auf diesem wurde plötzlich der nah liegende Gedanke laut: es müßte noch weit unterhaltender sein, wenn zwischen den lebenden Bildern kleine Lustspiele gegeben würden. Niemand wußte wer ihn zuerst ausgesprochen, aber er fand allgemeinen Anklang, und verbreitete sich im Nu im ganzen Saale. Die leitenden Häupter der Gesellschaft kreisten Zinkberg ein, um sich mit ihm über die neue köstliche Idee zu benehmen. Er wurde förmlich bestürmt, sie auszuführen, Rath zu schaffen, möglich zu machen. Zinkberg zuckte die Achseln bedenklich, und zeigte mit verständiger Auseinandersetzung die Schwierigkeiten, welche nicht leicht zu besiegen sein würden. Die größte war die: wer soll spielen? Von denen, welche die Bilder darstellen, werden sich Manche gern herbeilassen, auch kleine Rollen zu spielen, Andre werden dagegen am Komödiespielen großen Anstoß nehmen und sich ausschließen. Die Liebhabertheater sind verrufen. Sobald sich aber Jemand ausschließt, wird aus dem Ganzen nichts. Nur wenn alle, welche in

den Bildern figurirt haben, auch als Akteure und Aktricen wirken wollten, erklärte sich der Lieutenant bereit, die Sache mit Kraft und Eifer anzugreifen, und sich der Leitung des kleinen Liebhabertheaters zu unterziehen: Niemand ahnete, auf wen diese Bedingung ging; im Stillen zagend, forschte aber Zinkberg mit scharfem Blick in Brandenfels ernsten Zügen, die sich augenscheinlich verdüsterten, als er das Resultat dieser Besprechung vernahm. Des Lieutenants Auge folgte ihm, als der Hauptmann den Major aufsuchte und lange mit ihm verhandelte. Die Unternehmer des neuen Plans, von denen sich Zinkberg absichtlich fern hielt, ließen es sich nun angelegen sein, die Figuranten zu gewinnen, was ohne Schwierigkeiten ging, Alle sagten mit wahrer Begeisterung zu, bis auf den Major, der in Bezug auf seine Tochter mit einer gewissen ängstlichen Befangenheit erklärte, er müsse sich darüber Bedenkzeit ausbitten. Der Hauptmann stand finster schweigend dabei. Jedermann nahm die Erklärung des Majors für eine feine abschlägliche Antwort, und das war sie auch, und da allgemein bekannt war, welch' ein enthusiastischer Verehrer der dramatischen Kunst Schenk von Birkendorf war, so zweifelte Niemand, daß Brandenfels diese Ant-

wort veranlaßt habe. Zinkberg zuckte schmerzlich zusammen; jetzt im entscheidenden Moment zertrümmerte sein Plan; als die Frucht seiner schlauen Bestrebungen zu reifen begann, wurde er durch die Hartnäckigkeit seines natürlichen Gegners darum betrogen. Er ahnete nicht, daß diese Hartnäckigkeit ihr eine schnellere Reife bereiten und sie ihm in den Schoos werfen werde.

Eine bittre Stimmung gegen den Hauptmann bemächtigte sich der Gesellschaft; die Offiziere redeten mit ihm, er wurde in die Enge getrieben, und schob Alles auf den Major. Man verlangte Gründe von diesem, weshalb er allein sich ausschließe, was offenbar beleidigend für die Andern sei, und er versprach sie endlich auf seinem Schlosse zu geben, wohin er die Herren einlud. Die stürmenden Enthusiasten mußten sich damit zufrieden stellen. Zinkberg verlor nicht ein einziges Wort, weder an den Hauptmann, noch an den Major, aber er forderte Luisen zum Tanze auf. Als sie angetreten waren, sah er ihr in die Augen; es glänzten Thränen darin, und über die Züge ihres Gesichts war eine bittre Wehmuth ausgegossen.

„Wenn ich Sie auf der Bühne missen soll, mein Fräulein,“ flüsterte er, „so ist die ganze

Sache für mich keine Freude, kein Genuß mehr!"

„O mein Gott — unser schöner Wunsch!" sagte Luise fast weinend.

„Ahnen Sie, von wem Alles ausgeht, und weshalb die Bilder arrangirt wurden?"

„Ich ahnete es; jetzt weiß ich es. Ihr Plan war vortrefflich. Sie wollten unsern gemeinsamen Wunsch realisiren. Ich möchte mich todtweinen, daß nun doch Alles mißglückt ist."

„Sein Sie versichert, daß ich Ihren Schmerz theile. O Luise, wären Sie nicht die Braut eines Andern, es gäbe ein gränzenlos unglückliches Herz auf Erden weniger!"

Diese Worte schlugen wie ein Blitzstrahl in ihre Seele. Noch nie hatte sie Zinkberg bei ihrem Taufnamen angeredet, noch nie ein Wort von seiner Liebe zu ihr gesprochen. Und diese Worte waren so von Schmerz gesättigt, so resignirt, daß aus ihnen dem Sprecher keine Schuld erwuchs. Ach, er war ja unglücklich — unglücklich ihretwegen! Ihre Hand zitterte stark in der seinigen, es dunkelte ihr vor den Augen, ihr Busen wallte von gewaltigen Schlägen ihres Herzens. Es war ihr, als wäre plötzlich ein Schleier vor dem Auge ihrer Seele

zerrissen, und sie sah sich und ihre Verhältnisse jetzt klar. Sie wußte, daß sie Zinkberg liebe — und von ihm geliebt werde; sie wußte, daß sie Brandenfels nicht liebe — und auch nicht von ihm geliebt werde, und daß er das Hinderniß ihres Glückes sei. Zinkberg hatte sich grenzenlos unglücklich genannt; sie fühlte, daß sie es von dieser Stunde an ebenfalls sei, und daß ein gemeinsames, thränenreiches Schicksal sie mit dem Geliebten zusammenstelle.

Den ganzen Abend über sprach sie kein Wort mehr, aber sie mußte sich oft verstohlen die überquellenden Augen trocknen. Als sie mit ihrem Vater im Wagen saß, stellte sie sich schlafend, und vergoß stille Thränen, in der Nacht aber überließ sie sich den heftigsten Ausbrüchen ihres Schmerzes. Zu irgend einem Entschlusse vermochte sie nicht zu kommen; dulden, leiden, sich in Liebe und Schmerz verzehren, sterben am gebrochnen Herzen, das waren ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Vorsätze. Der Major schob die verweinten Augen seiner Tochter und ihr schmerzvolles Wesen, das sie ihm in den nächsten Tagen nicht verbergen konnte, auf die Versagung, daß sie nicht mit Komödie spielen solle, und hoffte von der nächsten Zeit schon Linderung und Vergessenheit. Er hielt Luisens Gemüthsbe-

wegung für verletzte Eitelkeit, für den mädchenhaften Schmerz ein viel versprechendes Vergnügen entbehren zu müssen, und er wollte ihr in beschränkter Gutmüthigkeit schnell einen schönern Ersatz gewähren, und betrieb deshalb ihre Verbindung mit Brandenfels eifriger, als er früher gewillt gewesen war, jedoch heimlich vor ihr; denn er wollte sie freudig überraschen. Brandenfels war mit dieser Verfügung einverstanden. Mit wie ganz andern Augen sah ihn Luise kommen, als das letzte Mal! Sein Ernst, der ihr sonst so sehr gefallen, erschien ihr jetzt als empörende Kälte und Gleichgültigkeit, seine Schweigsamkeit war ihr fast unerträglich; sein stiller, vorwurfsvoller Blick peinigte sie. Sie war herzlich froh, als er sein Pferd wieder bestieg und nach Hause ritt. Die Liebhabertheaterangelegenheit war mit keinem Worte erwähnt worden, und das that ihr wenigstens wohl. Zwei Tage später waren die Offiziere eingeladen. Zinkberg kam mit Brandenfels früher als die Uebrigen. Wie jubelte da ihr Herz! Ihre Pulse flogen, ihr Auge thränte vor Wonne, als sie den geliebten, den allgemein gefeierten Jüngling erblickte! Er erschien ihr reizend, wie ein Liebesgott, und sie begriff nicht, wie sie ihren Verlobten jemals habe schöner finden kön=

nen. Und wie gewandt, wie geistreich, wie unterrichtet, wie unterhaltend war Zinkberg gegen Brandenfels gehalten; es wollte ihr jetzt bedünken, als sei der Letztere gerade zu geistesarm und beschränkt. Sie empfand auch keinen Schauder, keinen Schmerz mehr im Vergleich ihres Verlobten und ihres — Geliebten (sie sprach das Wort zum ersten mal still vor sich hin lispelnd aus, während hohe Purpurglut ihre Wangen färbte und ihr Busen leidenschaftlich zitterte). Die gewaltigste Leidenschaft war plötzlich, wie eine mächtige, alles verzehrende Flamme, in ihr aufgelodert, und füllte ihr ganzes Sein und Wesen aus. Frauen von so tiefem, schwärmerischen Gemüth, wie Luise, verlieben sich nicht leichtsinnig schnell, aber wenn die Liebe in ihrer Seele einmal erwachte, lieben sie mit einer Kraft, mit einer Ausdauer, die jedes Opfers fähig ist. Luise kannte ihre eigne Gemüthsstärke noch nicht; der erste thränenweiche Schmerz hatte sie sentimental und resignirend gestimmt; in dem Wunsche, an ihrer Liebe zu sterben, dokumentirte sie nur ihre ächte, edle Weiblichkeit. Aber bald genug sollte für die stille Schwärmerin die Stunde des Handelns schlagen, in der es ihr vergönnt sein sollte, ihrer tiefen und starken Liebe große Opfer zu bringen.

Die reizende Verklärung in Luisens Wesen schrieb weder ihr Vater, noch ihr Verlobter auf Zinkbergs Rechnung; sie schien so ganz die Frühere wieder, daß ihr Vater seelenvergnügt war, den kleinen Schmerz so schnell von ihr besiegt zu sehen; aber Zinkberg allein fühlte aus ihrem Wort und Blick heraus, daß sie inniger, gehobener, seliger sei, als je, und seine trunkenen Blicke sagten ihr, daß er sie verstanden.

Der Major leitete nun selbst das Gespräch auf die Angelegenheit, welche er heute den sämmtlichen Offizieren gegenüber verhandeln sollte, und er wandte sich an Zinkberg mit den Worten: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte, die ich Ihnen durch Brandenfels zukommen ließ, ein Paar Stunden vor den Andern heute mit ihm zu mir herauszureiten, so freundlich erfüllt haben. Ich möchte mich mit Ihnen erst aussprechen; Ihnen allein gegenüber geht mir das Herz leichter auf, und ist es einmal offen, so wird es sich auch Angesichts der Andern nicht wieder verschließen.."

„Sie machen mich durch ihr ehrenvolles Vertrauen sehr glücklich," versetzte Zinkberg, „und ich werde mich dessen würdig zu zeigen wissen. Doch kann meine Aufrichtigkeit Ihnen nicht verhehlen,

daß ich mich nicht unter denen befand, welche Ihnen Gründe für Ihre Weigerung abforderten. Ich würde mir dies als unstatthafte Anmaßung anrechnen. Niemand in der Welt hat ein Recht Ihnen Gründe abzuverlangen für Ihre Handlungsweise."

„Gerade weil Sie allein nicht auf mich losstürmten, fühle ich mich angetrieben, Ihnen dasjenige ausführlicher auseinander zu setzen, was ich den andern Herren nur im Allgemeinen erklären werde. Sie allein sind vom wahren Geiste der Kunst erfüllt, Sie allein lieben das Theater mit hellsehendem Enthusiasmus, Ihnen mußte es daher am wehesten thun, daß ich meine Tochter nicht zusagte, und Sie allein schwiegen mir gegenüber; dies hat Ihnen meine vollste Achtung und eine schier väterliche Neigung erworben. Dies ist der Grund, weshalb ich Sie ersuchen ließ, früher zu kommen. In der That — ich wünsche, daß Sie die Schwelle meines Hauses öfter überschritten; Sie machen sich zu selten bei mir. Wenn unser wackrer Hauptmann mir mein liebes Kind entführt haben wird, wird das jetzt schon große Bedürfniß Sie bei mir zu sehen, sich noch um ein bedeutendes steigern. Weisen Sie dasselbe nicht zurück!"

„Sie beschämen mich, Herr Major, mit dieser Bitte. An mir ist es, Sie zu bitten, daß Sie mir Ihren belehrenden Umgang vergönnen, und die im voraus so gütig von Ihnen ausgesprochne Gewährung dieser Bitte verpflichtet mich Ihnen zu der lebhaftesten Dankbarkeit. Ich werde von Ihrer herzlichen Einladung so oft Gebrauch machen, als es meine Zeit erlaubt."

„Ja, — und um so mehr, als ich den geselligen Vergnügungen in Troppau in der nächsten Zeit nicht beiwohnen werde, um mich nicht den feindlichen Blicken und der kalten Behandlung derer auszusetzen, die mich als einen Freudenstörer betrachten werden. Denn wir — Brandenfels und ich — sind fest entschlossen, Luisen die Bühne nicht wieder betreten zu lassen, auch nicht als Figurantin in einem Bilde. Ich habe meine Tochter, nach dem Tode ihrer Mutter streng vor den verderblichen Einflüssen unsrer frivolen schönen Welt zu bewahren gesucht und mich deshalb mit ihr in diese Einsamkeit zurückgezogen. Ich lege sie an Leib und Seele rein und unschuldig in die Arme ihres Gatten, und Brandenfels ist nicht der Mann, der eine vornehme Frau in der leichtfertigen Bedeutung dieses Wortes aus ihr machen möchte. Nein, sie soll

auch als Gattin keusch und rein bleiben, nicht angehaucht vom moralischen Pestduft unserer Zeit! — Nirgend aber ist für ein junges Mädchen, nirgend für die Verlobte eines braven Mannes größere Gefahr, als auf einem Liebhabertheater. Unvermerkt stiehlt sich das süße Gift dort in die Seele und frißt die edelste Grundlage der Tugend und das Resultat einer sorgfältigen Erziehung an, so daß ein einziger Abend nachher hinreicht das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen. Luise hat früher mehrere Bewerber gehabt, mit denen sie auf der Bühne und hinter den Coulissen in vertrauliche Berührung zu kommen nicht vermeiden könnte und würde."

„Ich billige Ihre Ansicht," versetzte Zinkberg, „doch ist die meinige von der wahren Tugend eines Mädchens höher. Ihr, der reinen, kann die Bühne nicht gefährlich werden. Kein unanständiges Wort, kein frevelhafter Wunsch darf vor ihr laut werden, und wäre er selbst dazu frech genug, sie wird ihn nicht verstehen, und von ihm unberührt bleiben. Die schwache und gebrechliche Tugend wird aber auch außer der Bühne leicht fallen. Und eine Verlobte ist vom starken Schilde der Liebe gegen jeden Angriff gedeckt; es muß aber auch wahre,

starke Liebe sein. Nur wahre Liebe macht die Tugend sicher und das Herz glücklich."

Luise, welche im Nebenzimmer das Gespräch mit anhörte, senkte den Blick betroffen zu Boden; sie verstand Zinkbergs Andeutung. Ihr Herz zollte dem Geliebten Beifall, und ihre Leidenschaft für ihn wurde durch die liebevolle Auszeichnung, mit welcher sie ihn von ihrem eignen Vater behandelt sah, nur noch erhöht. Es war gut, daß sie Brandenfels nicht gegenüber saß, als dieser sagte: „Obgleich ich überzeugt bin, daß Luise mich wahrhaft liebt, so möchte ich sie doch der Versuchung nicht ausgesetzt sehen. Das tugendhafteste Frauenherz ist schwach."

„Mein junger Freund," redete der Major zu Zinkberg, „Sie schwärmen noch für Ideale: ich habe das Leben kennen gelernt. Vernehmen Sie zu Ihrer Widerlegung eine Geschichte aus meiner eignen Jugend! — Ich war, wie Sie, ein glühender Enthusiast für die dramatische Kunst, und begreife eigentlich selbst nicht, daß ich nicht Schauspieler geworden bin. Rücksichten auf meine Familie, namentlich auf meine Mutter, die alle Leute auf dem Theater noch für unehrlich erklärte, hielten mich davon ab. Aber auf einem Liebhaber-

theater spielte ich schon mit, als ich noch Kadet war. Acht Jahre später kam ich zur Garnison einer Stadt, wo die Offiziere, der bürgerliche Adel und die Honoratioren bereits ein Liebhabertheater im vollen Gange hatten. Es war die Zeit, als die dramatische Kunst in Deutschland zuerst die jungen Schwingen kräftig regte, und das Manheimer Theater in der höchsten Blüthe stand. An der Spitze des Liebhabertheater, dessen Mitglied ich natürlich sogleich wurde, stand ein junger Offizier, kaum einige Jahre älter als ich, ein eigenthümlicher, seltsamer Charakter. Er war ein geborner Ungar, und seine Familie zählte sich den angesehensten und reichsten Magnatenhäusern bei, ja man erzählte sich Fabelhaftes von dem ungeheuern Reichthum derselben. Graf Hermann — ich will ihn nur mit seinem Taufnamen bezeichnen; denn sein bekannter Geschlechtsname thut zur Sache nichts — Graf Hermann trug in Gestalt und Zügen den kräftigen Magyarentypus, aber nach unsern deutschen Begriffen war er gerade kein schöner Mann. Sein Geist schien in der That nur Empfänglichkeit für die künstlerische Darstellung des Lebens auf der Bühne zu haben, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge kümmerte er sich nur in so fern, als sie mit

der Bühne zusammenhing, und in dieser Beziehung hatte er ein bewundernswerthes technisches Geschick zu allen möglichen Dingen. Während er der nachlässigste Soldat des ganzen Regiments war, war er der exacteste Schauspieler, der attenteste Theaterdirigent. Er konnte nicht nur den Inspicienten, Garderobier, Maschinisten und Lampenputzer ersetzen, sondern auch den Theaterschneider und Theaterfriseur. Er griff überall an, und was er vollbrachte, hatte Bedeutung und Werth. Die Trachten und Costüme aller Zeiten hatte er im Kopfe, und warf sie mit Feder und Pinsel, trotz dem besten Maler, schnell auf das Papier. Eben so gut malte er die schönsten Dekorationen, und diese bildlichen Schöpfungen seiner Hand hatten stets etwas Geniales, Ueberraschendes. Aber er zimmerte auch mit derselben Geschicklichkeit ein nöthiges Gerüst zusammen, daß der gewissenhafteste Zimmermann nichts daran auszusetzen hatte; er erfand Maschinen zu Verwandlungen, die Jedermann in Erstaunen setzten. Unermüdlich kroch er in den Souffleurkasten, und zog den Vorhang auf, studirte Andern die Rollen ein und war auf diese Weise die Seele des ganzen Theaters. Ja er war eine eigentliche Theaterseele, und niemals ist mir auf Erden

wieder ein Mensch vorgekommen, der so ganz und gar für die Bühne geboren schien, wie Graf Hermann. Merkwürdiger Weise erhob sich sein Spiel niemals über die Mittelmäßigkeit. Er verstand den Dichter, wie Keiner; er wußte mit philosophischer Schärfe einen Charakter zu entwickeln, er sah, wenn ein Darsteller einen solchen falsch aufgriff, und wieß bis ins kleinste Detail den Fehler nach; er schwamm in einem Meere von Seligkeit, wenn er eine gute Darstellung auf der Bühne sah, aber ihm selbst ging die höchste Weihe der Kunst ab; er konnte die individuelle Färbung der Charaktere, die ihm so lebendig in der Seele stand, nicht zur materiellen Erscheinung bringen. Er verdarb nichts, er spielte im Gegentheil alles gut, aber nichts mit Auszeichnung, nichts mit poetischer Wahrheit. Uebrigens zeigte sich sein Genie noch auf eine andre Seite hin wunderbar und außerordentlich; seine Seele lebte und webte nämlich in Musik. Zu jener Zeit schuf Mozart, den Graf Hermann persönlich kannte, seine unsterblichen Meisterwerke; der Graf begrüßte jedes derselben mit einer dithyrambischen Verzückung. Er konnte sie alle auswendig. Auch in den ältern Meistern fand er große Genüsse. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr, er

spielte alle Instrumente, und versicherte mir oft, daß er keins förmlich erlernt habe, wie andre Musikanten. Zur Aufführung von großen Opern reisten wir stets zusammen nach Wien, und da hätten Sie den Grafen sehen sollen! Zuweilen kam er mir dämonisch vor, und ich fühlte ein leises Frösteln mich durchschauern. — Dieser seltsame junge Mann nun, der vom schönen Geschlecht nur in so fern Notiz nahm, als es auf der Bühne spielte, hatte sich im Stillen, und ohne daß einer seiner Kameraden und Spielgefährten etwas davon ahnete, mit einer jungen adligen Dame verlobt, die freilich in so fern das größte Interesse für ihn haben mußte, als sie auf unsrer Privatbühne alle naiven und komischen weiblichen Rollen mit unbeschreiblichem Zauber poetischer Wahrheit gab. Aber sie spielte sich selbst. Amalia von Werthenheim war das keckste, schelmischste, fröhlichste, ja ausgelassenste aller Menschenkinder, die in Unterröcken stacken, und ihre ewig frische Laune sprudelte in den tollsten und wunderlichsten Einfällen über. Ihr scharfer, mit der schnellsten Capacität begabter Verstand hatte von der Natur eine unbesiegbare Waffe erhalten, treffenden Witz, und sie tummelte denselben wie ein eingefangenes, wildes Pferd

mit geschickter Hand in der sie umgebenden Männerwelt. Es war nicht ohne Gefahr, ihr allzu nah zu kommen; denn leicht warf ein von ihrer Zunge geschleuderter Blitz den kühnen Ikarus, eh er sich dessen recht versah, aus der Bahn. So hübsch, so reizend sie war, so sehr ihr Aeußeres und ihre Munterkeit die jungen Männer ihres Standes anzogen, so wurde doch Jeder von der Furcht, sich von Amalien lächerlich gemacht zu sehen, zurückgehalten ihr näher zu treten. Sie war ein wahres Röschen im Dorn, und so großes Verlangen auch Mancher nach der hübschen Rose hegen mochte: der sie umgebenden scharfen Dornen waren gar zu viele, und Niemand kam ohne schmerzliche Wunden von ihr. Es erging mir nicht besser, oder vielmehr es erging mir noch schlimmer als den Andern. Ich hatte das Rollenfach der jugendlichen Liebhaber, Sie das der naiven Liebhaberinnen; wir kamen deshalb in vielfache und wahrlich herzensgefährliche Berührungen, und — eh ich's selbst recht wußte, war ich in das kecke Mälchen sterblich verliebt. Kaum war ich so unvorsichtig gewesen, ihr dies merken zu lassen, als sie ein wahres, vernichtendes Kreuzfeuer von Witzen, Sticheleien, Schraubereien und lustigen Einfällen

gegen mich los ließ. Ich suchte mich Hals über Kopf in eine stoische Gleichgültigkeit zu retten, ich affectirte eine Kälte und Nachlässigkeit gegen sie, die ich nicht besaß, nur um mich ihren Angriffen zu entziehen; vergebens! Je kälter und gleichgültiger ich gegen sie zu sein schien, je mehr und mit desto schärfern Waffen verfolgte sie mich. Sie ließ alle andern Männer in Ruhe, ja ganz unbeachtet, um mich allein zum gemarterten Gegenstande ihrer Verfolgung zu machen. Mein Herz blutete unter ihren unbarmherzigen Streichen, alle meine kleinen Schwächen, die die Schlaue mir abgemerkt, zog sie ans Licht, um sie durchzuhecheln, und ich war in Wahrheit zuweilen in Verzweiflung, die stete Zielscheibe für die unzähligen und sicher treffenden Geschosse eines Mädchens zu sein, dem sich mein Herz zugeneigt, und dem ich nicht mit gleichen Waffen antworten mochte und konnte. Wenn ich mich meiner Haut zu wehren anfing, machte ich das Uebel nur noch schlimmer. Endlich bildete ich mir ein, ich sei von Amalien in einer Weise gehaßt, die eines gebildeten Frauenzimmers, das von mir nie mit einem Worte beleidigt worden, im höchsten Grade unwürdig sei. Diese sich mir aufdrängende Ueberzeugung erkältete und erbitterte mich

immer mehr gegen sie; sie verleidete mir das ganze Theater, ja die ganze Garnison, und ich stand schon im Begriff höhern Orts dringend um Versetzung einzukommen, als ein Ereigniß ein unerwartet grelles Licht auf Amaliens wahres Verhältniß zu mir warf.

Bittrer gestimmt als je ging ich in die Probe eines Stücks, in welchem ich wieder Amaliens Liebhaber — Sie können sich vorstellen, mit welcher Lust! — zu spielen hatte. In der That sagte ich meine Rolle, die ich nicht mehr, wie früher, gut memorirt hätte, verdrossen und eintönig her, und Graf Hermann machte mir neue, zeither öfter gehörte, Vorwürfe über meine ihm unbegreifliche Nachlässigkeit; gleich ließ auch Amalie einen Strom sprudelnder Lauge über mich los, der mir an diesem Tage so recht ätzend und schmerzend ins Herz drang. Thränen des Unmuths traten mir in die Augen, meine Galle lief über. Bleich und zitternd trat ich nach Vollendung eines Akts zu ihr, und sagte mit leiser, unsichrer Stimme: Mein Fräulein, schenken Sie mir ein Paar Augenblicke Gehör; ich habe Ihnen — jedoch nur unter vier Augen — einige dringend nothwendige Worte zu sagen. — Sie sah mich an, ich möchte behaupten, freudig

verwundert, und winkte mir, gegen ihre Gewohnheit stumm (ich hatte einen stachlichen Witz erwartet) nach einem Zimmer, das sie hinter uns verschloß. Ich trat hart an sie heran, und nahm sie scharf ins Auge; das ihrige ruhete wohlwollend fragend auf mir; jede Spur von Spott war aus ihren Zügen verschwunden.

Mein Fräulein, begann ich fest und gemessen, ich bin es endlich müde, ihre Düpe zu sein und der alberne Stahl, an welchem Sie Ihr steinernes Herz fort und fort anschlagen, um ihm glänzende Witzfunken zu entlocken. Danken Sie es meiner Galanterie, die ich stets Ihrem Geschlechte bewahren werde, daß ich Ihnen nicht schon längst in Gegenwart aller unsrer Bekannten gesagt habe, wie unweiblich, wie undelikat, wie ungezogen Sie sich gegen mich aufführen. Ja, Sie verläugnen mir gegenüber jedes weibliche Gefühl, und Ihr unverdienter Haß gegen mich macht sich in Ausbrüchen Luft, die Sie der einer Klasse beigesellt, die weder etwas vom Adel der Seele, noch dem der Geburt weiß. — Amalie stand wie niedergedonnert, und Thränen stürzten aus ihren Augen, ohne daß sie Miene machte mich zu unterbrechen. Dies hatte ich nicht erwartet; der Muth wuchs mir

dadurch ungemein, und so kam ich denn in den besten Zug, ihr die bittersten Wahrheiten zu sagen. Kaum war mir aber das letzte derbe Wort entwischt, als ich auch in demselben Augenblicke eine respektable Ohrfeige von der niedlichsten Hand auf meiner Wange brennen fühlte, und auch dies wurde von ihr ganz stillschweigend abgemacht. Der Zorn über diese infame Behandlung riß mich so weit hin, daß ich sie mit der Hand heftig zurückstieß. Sie fiel erblassend auf das Sopha, und brach in einen schrecklichen Weinkrampf aus. Ich befand mich in einer peinlichen Lage, und wußte im Augenblick nichts besseres zu thun, als das Zimmer zu verlassen und eine Aufwärterin zu Amaliens Beistand abzuschicken. Als die Probe weiter abgehalten werden sollte, erklärte uns Graf Hermann, Fräulein von Werthheim sei plötzlich so unwohl geworden, daß sie sich in einer Sänfte habe nach Hause bringen lassen müssen. Es wurde auch nichts aus der Vorstellung und aus keiner wieder, und das Liebhabertheater hatte mit dieser meiner energischen Erklärung ein Ende, wie Amaliens Spottsucht. Einige Tage darauf hörte ich zu meiner Bestürzung, daß sie heftig erkrankt sei, dann von ihrer Wärterin, bei der ich mich erkundigte,

daß sie im Fieber delirire und fortwährend meinen Namen rufe, und sich mit mir unterhalte oder von mir spreche. Ich gestehe, mir ward nicht wohl bei der Sache; schon kämpfte ich mit mir, ob ich zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten sollte, aber die Vorstellung, daß ich ja der Beleidigte sei, daß ich nichts Unwürdiges gethan, noch gesagt, und daß ich durch einen solchen Schritt mich ihren grausamsten Geißelhieben aussetze, hielten mich zurück. Sie genas und reisete ab in ihre Heimath. Hier muß ich einschalten, daß Amalie von Werthheim aus dem westlichen Deutschland stammte, und blos in unsrer Garnison bei Verwandten zum Besuch war. Vierzehn Tage nach ihrer Abreise erhielt Graf Hermann das Hauptmannspatent nebst seiner Versetzung nach Preßburg, und veröffentlichte Tags darauf seine Verlobung mit Fräulein Amalie von Werthheim. Wir fielen Alle gleichsam aus den Wolken vor Erstaunen, und ich war insbesondere sehr begierig, wie er sich nun gegen mich stellen würde. Aber er war so freundschaftlich unbefangen gegen mich, wie früher, und wie gegen jeden Andern. Er erklärte uns, er sei schon über ein halbes Jahr mit Amalien verlobt, weil sie aber Protestantin sei, so habe er nicht ohne

Grund von seiner Familie Schwierigkeiten befürchtet. Diese seien nun glücklich alle beseitigt, und er werde vor seiner Abreise nach Preßburg Amalien in ihrer Heimath erst zum Altare führen. Wir wünschten Glück und ließen ihn abreisen, und ich glaubte natürlich nichts Gewisseres, als daß diese Geschichte mit dem Liebhabertheater für mich abgethan sei. Ich hatte gehört, daß Graf Hermann glücklich verheirathet sei, und hatte wahrlich ihn sammt seiner Dornenrose fast vergessen, als ich nach einem halben Jahre einen Brief aus Amaliens Heimath erhalte, in welchem mir ein Herr Adolf von Werthheim, der sich als Amaliens Bruder decouvrirt, in ziemlich hochfahrendem Tone schreibt, für die seiner Schwester von mir angethane Beschimpfung, die ihr fast den Tod gebracht, sei ich ihm Genugthuung schuldig; er fordert mich auf den Säbel, gibt ganz genau eine Stelle in einem meiner Garnisonstadt nahegelegenem Hölzchen an, wo er an dem und dem Tage früh 7 Uhr mich erwarten werde. Ausdrücklich verbittet er sich Secundanten und sonstige Zeugen; wir wollten die Sache ganz allein unter uns abmachen. Ich schreibe meine Antwort, sage zu, und willige auch in die Bedingung, allein zu kommen, obgleich sie mir be-

fremdend vorkam. In der That, ich hoffte mich mit dem jungen Manne zu verständigen. Am bestimmten Tage reite ich mit meiner Waffe nach dem Walde, und finde an der bezeichneten Stelle richtig meinen Mann, ein junges Blut mit einem kecken Schnurrbärtchen, sehr elegant gekleidet, und gewandt. Seine Gesichtsähnlichkeit mit Amalien war überraschend, nur daß er einen dunkeln, männlichen Teint und statt ihrer blonden Haare dunkelbraune hatte. Meine begonnene Erklärung, die zum Frieden führen sollte, bevor noch das Schwert gezogen war, schnitt er mir mit ein Paar dürren Worten vom Munde ab: ich habe als Offizier und Edelmann mich ihm gegenüber zu stellen, und den Kampf zu beginnen. Mich über diesen Trotz ärgernd, that ich schweigend das Unvermeidliche. Die Säbel klirrten aneinander; ich schonte den Jüngling auf jede Art, der mich nicht lange in Zweifel ließ, daß er kein sonderlicher Fechter war. Aber meine Großmuth erbitterte und erhitzte ihn, und was ihm an Geschicklichkeit abging, ersetzte er durch Muth, ja Tollkühnheit. Wie ein Rasender drang er plötzlich auf mich ein, und eh' ich mich's versah, saß mir ein Hieb in der Brust. Fort war meine Schonung, ich hieb denselben Hieb nach,

er verstand nicht, sich zu decken, und meine Klinge zischte ihm in die Brust, fast ganz auf derselben Stelle, wo er mich verwundet hatte. So bluteten wir in demselben Augenblicke Beide aus der Brust. Mein Gegner wurde blaß, ließ den Säbel fallen, und lag ohnmächtig in meinen Armen. Ich ließ ihn sanft zu Boden gleiten, riß, meine Wunde vergessend, ihm Rock, Weste und Hemd auf, die bereits von Blut getränkt waren, und — o Himmel! ich starre fast versteinert auf eine üppige Frauenbrust, in der die Wunde klafft, aus der mir das Blut entgegenströmt. Meine bebende Hand streift im Nu den falschen Bart, die braune Perrücke ab, und Amalie liegt — in bleicher Schönheit — reizender vor mir, als ich sie je gesehen. Verzweiflungsvoll trinke ich das Blut ihrer Brust, ich sauge meine Lippen fest an der Wunde; darüber kommt sie zu sich, sie sieht mein Blut, ihre Hände entfernen jetzt meine Kleider von der verwundeten Stelle, und — eh' ich es verhindern kann, schlürfen ihre frischen, reizenden Lippen die Tropfen, die mir entquellen. Sie preßt mich an sich, und trinkt und flüstert dazwischen: Mein heißgeliebter, mein einzig geliebter Lüder, Abgott meiner Seele! Nun ist mir endlich wohl. O, öffne meine Wunde, die mir

deine geliebte Hand schlug, und laß mit meinem Blute mein Leben hinströmen! Laß mich sterben in deinen Armen, das ist die höchste irdische Seligkeit für mich! — So sprach sie, und ich glaubte zu träumen, aber ohne etwas Anderes zu denken, als an das überschwengliche Glück des Augenblicks, gab ich mich ganz dem süßen Traume hin. Es war mir jetzt klar, wie stark ich Amalien stets geliebt, ich begriff nicht, daß ich nicht eingesehen, daß ich auch von ihr stets geliebt worden sei, und ich dachte nicht daran, daß ich das Weib eines Andern in meinen Armen hielt, sie mit heißen Küssen überströmte, und noch heißere von ihr empfing. Doch sie wurde abermals ohnmächtig, und ich beeilte mich nun ihre Wunde und dann die meinige zu verbinden, so gut ich vermochte. Dann küßte ich sie wieder in's Leben, und erfuhr von ihr, daß sie in einem nahen Wirthshause, einem Vergnügungsort der Städter, übernachtet, und von dort am frühesten Morgen hierher gewandert sei. Mein Plan war schnell gemacht; ich stattete sie wieder mit Bart und Perrücke aus, hob sie auf mein Pferd, und führte sie langsam nach jenem Hause. In ihrem Zimmer brachte ich sie zu Bette, verschloß es, und sprengte nach der Stadt, suchte unsern

Regimentsarzt, einen vertrauten Freund von mir, auf, warf mich mit ihm in einen Wagen, und entdeckte ihm unterwegs das seltsame Abenteuer. Er untersuchte die Wunde, erklärte sie für nicht gefährlich, und dehnte dann seine ärztliche Sorgfalt auch auf mich aus, der ich mich in diesem Drange der ungewöhnlichsten Umstände ganz vergessen hatte. Abends, als es dunkel geworden war, fuhren wir in die Stadt. Amalie war nirgends vor einer Entdeckung sichrer, als in meiner eignen Wohnung, auch bestach mich der Wunsch, die Geliebte so lange und so nah als möglich bei mir zu haben, sie dorthin zu bringen. Sie wurde in eine freundliche Hinterstube einquartirt; mein Bedienter erhielt den strengsten Befehl, gegen Niemand eine Silbe zu verrathen, daß ein Fremder bei mir krank sei; ich selbst wurde vom Regimentsarzt als krank gemeldet, zugleich verbat er alle Besuche bei mir, bis ich auf dem Wege der Besserung sein werde. Lassen Sie mich schweigen von diesen Tagen überschwänglichen Glücks; sie sind der Silberblick meines Lebens gewesen. Amalie machte mir allmälig das entzückende Geständniß: Ich hatte mich heimlich mit Hermann verlobt; denn ich glaubte ihn zu lieben; als Du aber kamst, als

ich mit dir auf der Bühne spielte, verlor ich schnell mein Herz an dich, und um so unwiederbringlicher, als du mir mit deinem offenen, treuherzigen Wesen Liebe verriethst. Da trieb mich der böse Geist, von dem ich besessen war, meine erwachende Leidenschaft für dich mit den Waffen des Witzes und Spottes zu bekämpfen; es gewährte mir ein grausames Vergnügen, eine Wollust, die mich vor Schmerz fast aufschreien ließ, dich zu verfolgen, zu stacheln, zu ärgern; aber je witziger ich gegen dich war, desto rasender liebte ich dich. Ich wehrte mich gegen mein Unglück mit Spott, Ironie, mit Hohnlachen und verzweifelten Pointen, — es half mir nichts, ich liebte dich und mußte dich quälen. Ich wurde von einem unwiderstehlichen Gelüste getrieben, dich todt zu martern, um mir auf deinem Sterbebette einen Dolch in die Brust zu stoßen, und — mit dir sterbend — dir zuzuhauchen: ich habe dich überschwänglich, unaussprechlich geliebt! Mein Zustand war trostlos. Du machtest ihm durch deine geharnischte Erklärung ein Ende. Ich erschrak vor mir selbst, während du mir die bittre Wahrheit in's Gesicht sagtest, ich war im Begriff, dir reuevoll zu Füßen zu sinken, dir meine Gefühle zu gestehen, und dich um Gegenliebe anzu-

flehen. Da nanntest du mich ein Wesen ohne Adel der Seele und der Geburt, und diese Herabsetzung rief im Nu meinen ganzen weiblichen Stolz wach; ich schlug dich, du stießest mich zornig zurück, und eine Welt voll Jammer stürzte in diesem Augenblick über mich. Ich glaubte mich todtweinen zu müssen; als dies nicht anging, setzte ich meinem Schicksal Trotz und Hohn entgegen. Das Haupthinderniß meiner Verbindung mit Hermann war mein Protestantismus; es war mir, seit ich dich kannte und liebte, nicht unangenehm gewesen, ein solches Hinderniß zwischen ihm und mir zu sehen; denn eine dunkle Hoffnung regte sich in mir, dies möchte mich mit dir zusammenführen. Jetzt machte ich, das Herz voll Groll, der Sache schnell ein Ende. Sobald ich von der Krankheit erstand, die mir den heiß erwünschten Tod nicht gebracht hatte, reisete ich ab, und trat in Wien zur katholischen Kirche über. Gleich darauf wurde ich Hermanns Frau. Ich hatte gehofft, dadurch Ruhe zu erlangen, und hatte mich getäuscht. In meiner Brust kochten Wuth, Leidenschaft, Liebe, Zorn, Sehnsucht, Bitterkeit, und der heiß geliebte und verabscheute Gegenstand all' dieser heftigen Gefühle warst du. Ich wünschte dich zu

ermorden, und dann mit sterbender Lippe dir, dem Sterbenden, zuzurufen: „Sieh, so hab' ich dich geliebt!" Ich liebte meinen Gatten nicht, ich weinte die Nächte durch; ich verzehrte mich in Rachedurst und Sehnsucht zu dir. So entstand endlich der Plan, dessen Ausführung du kennst. Ich entdeckte mich einer Freundin, die mich jeden Tag zur bestimmten Stunde in ihrem Wagen abholte; wir fuhren zu einem Fechtmeister, dessen Verschwiegenheit erkauft war; bei ihm nahm ich drei Monate lang Unterricht; dann ließ ich dir den Brief eines erdichteten Bruders mit der Ausforderung zukommen, und erhielt auf demselben Wege deine Antwort. Mein guter Mann mußte sich zur festgesetzten Zeit mit einer vorgeschützten, höchst nothwendig dargestellten Reise in die Heimath zu meiner Mutter zufriedenstellen. Durch meine Freundin hatte ich alles Nöthige zu meiner Metamorphose mir verschafft. Ich trat als mein Bruder mit der Waffe dir gegenüber, nur von einem Wunsche beseelt, von deiner Hand zu sterben, in deinem Arm, erkannt von dir, zu sterben, das bittersüße Geständniß meiner unseligen Leidenschaft mit dem Leben aushauchend. Aber als mein Blut floß, und von dir aufgesogen wurde, als das

deinige meine lechzenden Lippen feuchtete, da war aller Groll gegen dich in meinem Herzen verschwunden, und ich war nur das selig liebende, selig geliebte Weib, hinsterbend in namenloser Gefühlswonne. —

So ohngefähr sprach Amalie in einsamen, überglücklichen Stunden zu mir. Die Wochen flogen; sie hielt ihren Mann durch Briefe hin, die alle durch die Hände ihrer Mutter gingen, der sie sich kindlich offen vertraut hatte, aber wir mußten uns endlich doch trennen. Sie konnte ja nach den Satzungen unsrer Kirche mein Weib doch nicht werden, so lange Graf Hermann lebte. Auch hätten es meine Verhältnisse nicht gelitten; ich hatte so wenig Vermögen, wie Amalie. — Ich habe sie nie wieder gesehen, wir haben uns nie geschrieben, wir trennten uns für das Leben! — So ward es von Beiden für nothwendig erachtet, und es war dies gewiß der einzige Weg zu unserm Ziel. Ich heirathete ein Jahr später ein reiches, gutes, liebes Mädchen; Amalie aber ist meinem Herzen theuer geblieben, und das Andenken an sie hat mein späteres Leben mit dem Abendrothe der Wehmuth überhaucht. Jetzt, wo sich alle Leiden-

schaft in mir abgekühlt hat, fühle ich, daß ich weit glücklicher geworden wäre, wenn ich sie nicht kennen gelernt hätte. Und sie ist gewiß auch nicht glücklich geworden; sie paßte nicht zu ihrem Manne. Aber sie würde sich leichter in seine Wunderlichkeiten gefunden haben, wenn ich ihr nicht nahe getreten wäre. Viele Menschen sind ihr Lebelang glückliche Schläfer und Träumer; sie sehen und fühlen die Dornenhecken nicht, über die sie schreiten, sie gewahren den Abgrund nicht, an dessen Rande sie hinwandeln. Wehe, wenn sie geweckt werden! Da stürzt das Bewußtsein ihres trostlosen Unglücks in ihre Seele. So ist es mir und Amalien ergangen. Sie ist unermeßlich reich geworden, und unermeßlich unglücklich. — Hier, mein junger Freund, haben Sie die für zwei Herzen so höchst traurigen Folgen eines Liebhabertheaters. Ich gab mir damals im Stillen das Wort, nie eines meiner Kinder, wenn mir Gott solche schenken würde, auf einem Liebhabertheater spielen zu lassen. Jetzt ist die Zeit gekommen, mir dieses Wort zu halten."

Er schwieg, und ahnete nicht, daß all' seine Vorsicht zu spät war. Bald darauf ritten die andern Offiziere in den Hof, und Luise eilte mit

glühendem Antlitz in den Park, um mit sich allein zu sein.

Nachmittags wurde eine Jagdpartie auf Wasserhühner auf mehreren, dem Major gehörigen Teichen beliebt. Brandenfels und der Major waren leidenschaftliche Jäger, Zinkberg nicht. Der Letztere wußte recht wohl, daß, wenn Jene das Gewehr in der Hand hielten, sie sich wenig um Luisen kümmern würden. Er wußte ihr also geschickt zuzuflüstern, sie möchte die Partie mitmachen, und auf einem Teiche angeln; er wolle sie auf dem Kahn führen. Ihr Auge blitzte auf; sie suchte ihr lange nicht gebrauchtes Angelgeräth, befahl die Droschke, und bat ihren Verlobten, sie zu fahren. Die Gesellschaft brach auf; Luise war zur großen Freude ihres Vaters und ihres Bräutigams ungewöhnlich munter; aber es war eine fieberhafte, gereizte Heiterkeit; sie hätte mitten im Lachen noch viel heftiger weinen mögen. Aber sie scherzte und lachte, wie man es noch nie von ihr gehört. Sie verstand jetzt den lachenden Schmerz, die scherzende Verzweiflung, von denen ihr Zinkberg gesprochen, besser, als er selber; sie wütheten in ihrem Herzen.

An Ort und Stelle angelangt, sagte Zinkberg, im Beisein Aller, laut zu ihr: „Mein Fräulein, gestatten Sie mir die Gunst, Ihr Ruderer zu sein, und dann auf offner See eine Angel mit Ihnen auswerfen zu dürfen. Ich bin ohnstreitig der schlechteste Schütz von Allen, und würde den Herren Kameraden mehr schaden, als nützen; deshalb bleibt Ihnen fast nichts weiter übrig, als mich zu Ihrem Dienst zu verwenden. Ein Schütze würde nur ungern sich dieser Verpflichtung unterziehen, wenn er auch so galant wäre, dies nicht einzugestehen; ich dagegen bin zu gar nichts weiter zu brauchen.“

Luise erwählte ihn sofort zu ihrem Ruderknecht, und bestieg mit ihm den Kahn auf dem entferntesten der Teiche, um den Jägern die wilden Enten nicht zu verscheuchen. Weder der Vater, noch der Verlobte, noch sonst einer der Jäger dachte sich etwas Arges davon; seit Zinkberg, der, wie Jedermann wußte, in ihn leidenschaftlich verliebten Räthin Schaller so eifrig, und mit so glücklichem Erfolge den Hof machte, seit er so wenig Interesse gezeigt, Luisen mit beim Liebhabertheater zu haben, hatte der Hauptmann jede Befürchtung hinsichtlich

seiner Braut aufgegeben; der Major hatte niemals eine gehegt.

Zinkberg ruderte auf die Mitte des Teiches, dann warfen sie die Angeln aus. Sie waren allein, wenn sie auch jeden Augenblick von fern beobachtet werden konnten. Er ließ seinen Blick fragend auf ihr haften, sie senkte den ihrigen auf das Wasser, und seufzte tief beklommen. Es war vorbei mit der falschen Fröhlichkeit; plötzlich gingen ihr die Augen über, und Thränenbäche rieselten über ihre Wangen, um sich mit dem ihnen verwandten Elemente zu vereinigen.

„Luise," begann er, „diese Thränen fordern von uns, daß wir uns endlich gegen einander erklären. Ja, es wird unsern Schmerz erleichtern, wenn wir uns mit klaren Worten sagen, was wir schon längst wissen; wenn wir die Gefühle aussprechen, die unsre Herzen mit einer martervollen Seligkeit erfüllen. Im Worte liegt eine lösende und beruhigende Kraft. Ja, Luise, ich liebe Dich, ich weiß mich von Dir geliebt! Ich weiß, ich bin ein Wahnsinniger, daß ich Dich liebe, aber ich liebe Dich auch bis zum Wahnsinn!"

Die unwahren und prahlerischen Worte erschütterten das arme Mädchen auf's Tiefste. „Großer

Gott," sagte sie, „was soll daraus werden! Glaube mir, Karl, ich liebe Dich nicht minder, aber ich habe kein bezeichnendes Wort für die Stärke meines Gefühls. Ich befinde mich stets in einem süßen Rausche, und ich weiß nicht, was ich thue, so daß ich stets in Gefahr bin, mich und meinen Zustand zu verrathen. Mein Kammermädchen schüttelt den Kopf bedenklich über mich, und ich fürchte ernstlich, sie weiß, woran sie mit mir ist. Denn wie mir stets ist, als lebe ich in einem halb entzückenden, halb beängstigenden Traum, der mir Dein Bild in tausend wechselnden, stets reizenden Gestalten vorführt, so träume ich die Nächte durch immer von Dir, und nenne Dich wahrscheinlich laut beim Namen. Ein Paar verblümte Worte des schlauen Mädchens, die sie gestern zu meinem Schrecken fallen ließ, deuteten darauf hin, daß sie meine Liebe ahnet. Sie sagte, der Hauptmann dauere sie, und ich wagte nicht, sie nach dem Warum zu fragen, um nicht noch mehr zu hören; ohnedies fühlte ich meine Wangen von schier unerträglicher Glut brennen, als ihr Blick forschend an mir hing. — O Karl, ich bin unaussprechlich unglücklich, und mein Leiden kann nur der Tod enden!"

„Noch verzage nicht, süßes, geliebtes Wesen! Noch bist Du ja nicht Brandenfels Frau. Laß uns überlegen, ob es keinen Weg zu unsrer Vereinigung geben sollte?"

„Ich weiß keinen; auch wenn es welche gäbe, ich würde sie nicht auffinden können; denn mein armer Kopf kann nichts denken, als Liebe zu Dir, wie mein armes Herz nichts fühlen kann, als Liebe zu Dir. Ich bin ein gedankenloses, willenloses Geschöpf geworden, das durch und durch nichts ist, als Liebe zu Dir. Andre Gedanken und Vorstellungen ziehen wie ferne Nebelbilder durch meine Seele; sie gewinnen keine Gestalt, ich kann sie nicht festhalten. Nur daß ich sterben werde, wenn ich des Hauptmanns Frau werden muß, und daß mich vor ihm schaudert, das wird mir noch klar, — sonst nichts, gar nichts."

Zinkberg erschrak fast vor der Tiefe und Gewalt dieser Liebe, und doch schmeichelte sie ihm ungemein.

„So laß mich für Dich denken und handeln," versetzte er. „Wenn ich irgend begütert wäre, würde ich heute noch mit Deinem Vater reden, aber ich will mich an den Fürsten von Liechtenstein, meinen gnädigen Gönner wenden, damit er

mir rasch eine Stellung verschafft, die es mir möglich macht, Dich als Gattin heimzuführen. Glaubst Du, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen würde?"

„Gewiß. Es würde einen harten Kampf kosten, und ich zweifle am guten Erfolg. Unter allen Menschen liebt er den Hauptmann am meisten, und es war sein innigster Wunsch, daß ich Brandenfels Gattin werden möchte. Ach, und Brandenfels ist ein so edler Mann! Und Du kennst die Heftigkeit meines Vaters nicht; er ist so wohlwollend, so gutmüthig! Aber wenn er in Zorn geräth, kennt man ihn nicht mehr. Wahrlich, dann gleicht er einem gereizten Löwen, der Alles zerreißt. Er ist fürchterlich in diesem Zustande, und meine Mutter soll das unglückliche Opfer desselben geworden sein. Ich glaube, wir wären Beide unseres Lebens nicht sicher, wenn er unser Verhältniß entdeckte."

Das waren freilich keine angenehmen Aussichten für den jungen Frevler, dessen Liebe zu Luisen keineswegs aus jener unerschütterlichen, unbezwinglichen moralischen Kraft, aus jener Heiligkeit und Göttlichkeit des Herzens entsprang, die da Berge versetzt, und das Leben leicht und willig an den

Besitz des geliebten Gegenstandes setzt. Er begriff, daß er unter diesen Umständen blutigen Händeln mit dem Major, mit dem Hauptmann, ja selbst mit den übrigen Kameraden nicht entgehen würde, sobald entdeckt werde, daß er die Braut seines Hauptmanns verführt habe; er schlug sich deshalb diese widerwärtigen Gedanken aus dem Kopfe, und girrte lieber dem holden Mädchen von seiner Liebe vor, und berauschte sich in den zärtlichen Ergüssen ihrer liebeflammenden Seele. Mit frevelndem Leichtsinn hatte er in dies reiche Herz die Brandfackel der Leidenschaft geschleudert; er fühlte sich süß befriedigt, daß es nun in vollen Flammen stand; daß sie das schöne Herz verzehren mußten, nachdem sie ihm tausend Qualen und Martern bereitet, daran dachte der leichtsinnige junge Mann nicht, und mochte nicht daran denken, um sich sein Liebesglück nicht zu stören. So bringt männlicher Leichtsinn viel tausend weibliche Herzen seiner fluchwürdigen Eitelkeit zum Opfer, Herzen, voll schöner und hoher Gefühle, zu einem bessern Loose bestimmt, die entweder brechen oder versteinen, sich Thorheiten und Lastern ergeben, an die sie nicht gedacht haben würden, oder sich am Geschlechte rächen, dessen Individuum ihr Verderber war.

Als Zinkberg Abends nach Hause kam, war er sehr vergnügt und zufrieden mit sich, daß er seinen Hauptmann bei der schönen Luise ausgestochen, und er hielt sich eine Lobrede, daß er seine Liebeserklärung so trefflich angebracht. Im Begriff sich auszukleiden, empfing er aus der Hand seines Bedienten ein rosafarbnes, süß duftendes Billet, und erbrach es mit jenem Siegerlächeln, womit der Liebesgott seine größten Helden ausstattet, und welches sie den Frauen unwiderstehlich machen soll. Er las: „Mein Mann ist in Regierungsgeschäften verreist, und ich bringe diese Nacht wieder allein — nein nicht allein? — in unserm Gartenhause zu. Hedwig.“

Er schickte den Bedienten zu Bette, und trat eine Stunde später, in seinen Mantel gehüllt, auf die einsame Straße.

Durch die Bemühungen der Offiziere kam das Liebhabertheater doch zu Stande, und es fanden sich so viel weibliche Theilnehmerinnen, daß Luise von Birkendorf nicht vermißt wurde. Zinkberg war dabei thätig, und die Räthin Schaller spielte mit großem Beifall. Es wurde wöchentlich zwei

Mal gespielt, lebende Bilder dazu gegeben, und nach dem Theater Ball. Der Major kam auf besondere ehrenvolle Einladung des Gesellschaftsvorstandes jedes Mal mit seiner Tochter; Zinkberg war wöchentlich einige Mal auf dem Schlößchen, und hatte somit oft Gelegenheit, der angstvollen Luise einige nutzlose Liebesschwüre zuzuflüstern. An ein gewagtes Unternehmen, die Unglückliche von der Verbindung mit dem ihr verhaßt gewordenen Brandenfels zu befreien, dachte er kaum. Auf diese Weise war der Oktober fast verstrichen. Da sagte eines Abends, als gespielt wurde, im Zwischenakt, die Räthin zu Zinkberg: „Ich will Ihnen eine Neuigkeit sagen, die zwar jetzt noch ein Geheimniß sein soll, es aber in wenigen Tagen nicht mehr sein wird: Nächsten Sonntag läßt der Major von Birkendorf seine Tochter mit dem Hauptmann von Brandenfels in seiner Dorfkirche draußen trauen.“

Zinkberg erschrak, und wechselte die Farbe unter der Schminke.

„Ei, wie bestürzt Du bist!“ flüsterte ihm die Frau boshaft zu. „Das bestätigt mir, was ich schon lange geahnt: Du liebst Luisen.“

„Hedwig!“

„Das Auge der Eifersucht sieht scharf, und ich bin eifersüchtig auf Dich bis zur Raserei. Luisens seltsame Gemüthsbewegung, der der blinde Major durch die schnelle Verheirathung ein Ende machen will, ist mir nicht entgangen, so wenig, wie Deine Zerstreutheit, und wenn Du Blicke mit Luisen wechseltest, glaubst Du, ich hätte sie nicht bemerkt und mir Alles zusammengereimt?“

„Hedwig, Du thust mir unrecht!“

„Still! Du wirst eine harte Probe zu bestehen haben. Der Major wird eine kleine Festlichkeit mit einer mimisch-deklamatorischen Darstellung veranstalten, wie er mir heute anvertraut hat, weil ich die Einkäufe dazu besorgen soll. Sie aber, mein Herr Lieutenant, wird er ersuchen, das Arrangement und die Hauptrolle zu übernehmen. Er wird Ihnen das Wort abnehmen, Luisen nichts zu verrathen; denn sie soll überrascht werden. Bestehen Sie diese Probe glücklich, so will ich glauben, daß ich mich getäuscht habe.“ Damit ging sie höhnisch lachend.

Zinkberg mußte alle geistige Kraft aufbieten, um auf der Bühne nicht stecken zu bleiben. Nach dem Theater schrieb er schnell einige Worte mit Bleifeder auf ein Blatt seines Portefeuilles, be-

grüßte Luisen höflich, und gab ihr ein zwischen ihnen verabredetes Zeichen. Sie ließ einen Handschuh fallen, er hob ihn auf und drückte ihn mit dem Zettel in ihre Hand. Nachher vermied er, mit ihr zu sprechen oder zu tanzen; denn er sah Hedwigs Augen lauernd auf sich ruhen. Am andern Tage erschien der Major wirklich in Zinkberg's Wohnung, und bat ihn, die Einrichtung der Festlichkeiten im Schlößchen und Park zu übernehmen, wozu sich der Lieutenant, auf den Antrag vorbereitet, mit der größten Unbefangenheit bereitwillig erklärte, und mit auf das Gut hinausritt, um die ersten Vorkehrungen zu treffen. Das Versprechen, Luisen nichts zu verrathen, wurde gefordert und gegeben. Zinkberg fand Luisen in einer Spannung, die ihm bange machte. Sie steckte ihm einen Brief zu, und verschwand dann; er fand keine Gelegenheit, den Brief zu lesen, und auf dem Heimwege war es schon dunkel. In sein Zimmer tretend, rief er nach Licht; der Bediente brachte mit dem Lichte einen Brief, in dessen Aufschrift Zinkberg Hedwigs Hand erkannte. Dies Mal flog das Siegslächeln nicht um seine Lippen. Eine Ahnung durchzuckte ihn, daß diese beiden Briefe verhängnißvoll für ihn sein, dem gefähr-

lichen Spiel, das er mit Frauenherzen getrieben, ein Ende machen, und ihn zu einer Entscheidung drängen durften, vor der ihm graus'te. Er las, nicht ohne leises Zittern, Luisens Brief, als den zuerst empfangenen, zuerst. Sie schrieb: „Es ist fürchterliche Wahrheit; meine Dienstboten haben es mir gestanden. Nächster Sonntag soll mein Hochzeittag sein, aber er ist es nicht, so wahr ich heute noch lebe! Denn entweder bin ich an diesem Tage todt, oder den mir verhaßten Mann los. Ja, Brandenfels ist mir unbeschreiblich verhaßt, kein Mensch mehr. Ich lasse allen seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren, aber ich hasse ihn doch, und eher gebe ich mir den Tod, eh' ich sein Weib werde. Der Gedanke ist mir so unerträglich, daß er mich wahnsinnig machen könnte. Meinem Vater kann ich mich nicht entdecken; ich fürchte seinen barbarischen Zorn. Kannst Du mich also nicht aus dieser verzweifelten Lage retten, so ende ich in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in demselben Teiche, auf welchem ich die berauschenden Schwüre deiner Liebe vernommen habe. Dieser Entschluß steht so fest in meiner Seele, daß ich mich schon auf den Tod vorbereite. Meine Liebe, erhaben und stark, wie ein junger Gedanke Gottes,

werde ich mit meiner Seele hinüberflügeln in jenen Zustand, der selbst unsrer Ahnung verschlossen ist, der aber doch i st, denn sie ist mit ihr verschmolzen, sie ist sie selber. Als Dein Genius werde ich Dich umschweben, und wenn Dich ein Blüthenduft anweht, oder die laue Abendluft auf die Stirn küßt, wenn dir ein Stern heller in das Auge blitzt, und der Gedanke an mich Dich dabei plötzlich überrascht, Du weißt nicht, wie und woher, — dann ist Dir mein Geist nahe. Ich sterbe gern; denn ich habe geliebt; der Traum war kurz, aber schön, und der irdische Schmerz, der dunkel in ihn hereinzuckte, machte ihn selbst nur noch seliger, wie Schatten das Licht hebt. Ich würde Dich nicht so aufjauchzend, tief, heiß und beseligt stark geliebt haben, wenn ich nicht Brandenfels Verlobte gewesen wäre. So ist der Schmerz der Vater aller wahren irdischen Seligkeit, so wie ja auch nur aus dem schmerzvollen Erdenleben die Seligkeit des Himmels geboren werden kann. Kannst Du, so sei glücklich ohne mich; ich könnte es auf Erden nicht ohne Dich sein! Deshalb will ich dahin gehen, wo die Schwere des Stoffs nicht die Schwingen des Geistes belastet. — Ewig Deine

Luise."

Der liebenswürdige, allerweltsgeliebte Lieutenant rieb sich die Stirn; ihm war nicht wohl bei der Sache, und mit einigem Frösteln sah er jetzt ein, was er mit seiner Eitelkeit angestiftet hatte. Der fürchterliche Ernst des Lebens trat mahnend an den Frevler. Trostlos starrte er vor sich hin, und seine Hand löste mechanisch das Siegel vom zweiten Briefe, auf dessen entfaltetes Blatt er nun den ängstlichen Blick fallen ließ.

„Mein heiß geliebter Karl, ich habe Dir wehe gethan mit meiner Eifersucht; ach, ich Aermste bin neidisch auf jeden Blick, den eine Andre von Dir erhält. Könnte ich doch sagen: ich Reichste! Dann würde ich Dich ganz allein, ungestört vor aller Welt besitzen, und ganz Dein sein, nicht heimlich und verstohlen, nur stundenweis, im verschwiegenen Dunkel der Nacht. Aber ich werde bald sagen: ich Reichste! oder — gar nichts mehr sagen; ich will Alles haben, oder Nichts. Die mir nur tropfenweise zugemeßne Seligkeit reizt nur meinen Durst zum fieberheißen Lechzen; ich will Ströme von Wonne trinken, mich in einem Meer von Seligkeit baden, oder ganz verschmachten. Es drängt zur Entscheidung, Karl! Unsre nächtlichen Zusammenkünfte im Gartenhause sind, Gott weiß

wie? meinem guten Herrn und Gemahl verrathen worden, und der schlaffe, geisteskraftlose Mensch will strenge Maßregeln gegen mich ergreifen. Er hat nicht so viel moralischen Muth in seiner dürren Seele gefunden, daß er sich von mir trennen wollte; er müßte ja mein beträchtliches Vermögen, das mir vor zwei Jahren durch den Tod einer Tante zugefallen, herausgeben; der Elende! Er will mich einsperren! Ich bin dieser Erbärmlichkeit in der erlogenen Gestalt eines Mannes müde und satt. Er ekelt mich an. Seit meine Seele in glühender Umarmung sich der Deinigen verbunden, betrachte ich meinen Leib als Dein Heiligthum, als den Tempel Deiner Liebe, der, bei Gott und Tod! nicht entweiht werden soll durch die schmuzige Berührung eines Menschen, der leider die ersten Blüthen meiner Jugend pflücken durfte. Es ist beschlossen, und steht unerschütterlich fest: Ich habe meine Bestimmung früher verkannt, wie es tausend und tausend Menschen ergeht; aber ich bin jung genug, um ihr noch zu folgen. Ich bin für das Theater geboren; Du selbst hast mein bedeutendes Talent erkannt. Und auch Dich hat die schaffende Natur zum dramatischen Künstler bestimmt, und Du wirst auf dem kleinen Raum der

idealen Welt die Lorbeeren pflücken, die Dir das Schlachtfeld versagen wird. Wir fliehen zusammen nach dem nördlichen Deutschland, und lassen uns unter anderm Namen an einer Bühne engagiren. Und bald müssen wir fort, sehr bald; das Leben ist mir unerträglich in diesem peinlichen Verhältniß, und — unsre Zärtlichkeit hat natürliche Folgen gehabt, die ich meinem Manne, der doch nicht mehr mein Mann ist, nicht lange würde verbergen können. Der günstigste Zeitpunkt zu unsrer Flucht ist Luisens Hochzeit. Die Hauptfeierlichkeiten finden, wie Du weißt, Sonnabends statt. Zum Sonntag bleiben nur wenig besonders geladene Gäste. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag verlassen die zahlreich Eingeladenen aus der Stadt und der Umgegend das Schlößchen wieder. Da werden eine Menge Wagen abfahren. Ich fahre in einem Wagen allein hinaus, schicke diesen Wagen in der Nacht mit den übrigen zurück, und lasse meinem Manne sagen, ich bliebe zur Hochzeit auch Sonntags, und käme erst zum Montag mit Freunden heim. Du aber bestellst für diese Nacht Extrapost. Unbemerkt fahren wir mit den Andern ab, aber nicht nach Troppau, sondern nach Ratibor und weiter nach Breslau. Während

man nun im Schlößchen glaubt, wir sind nach Troppau zurück, wird man hier glauben, wir sind noch auf dem Schlößchen, und der Irrthum kann sich unmöglich vor Montag Abends aufklären. Dann haben wir zwei Nächte und zwei Tage Vorsprung, sind über Breslau hinaus und vor jeder Verfolgung sicher, die ich meinem lieben Manne wohl zutraue; denn er wird mich nicht gern einbüßen, und die Erbschaft der Tante durch meine Flucht gefährdet sehen. Für die Mittel zur Flucht habe ich reichlich gesorgt; ich stelle Dir eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung und nehme meinen reichen Schmuck mit. Mein Mann besorgt das hiesige Paßwesen, und es liegen eine Anzahl Paßschemata mit seiner Unterschrift auf seinem Bureau, damit der Sekretär in seiner Abwesenheit Pässe ausstellen kann; ich habe zwei davon entwendet, und schicke sie Dir zum Ausfüllen. Wir wollen uns Herr und Madam Adam, Schauspieler, nennen; denn ich gedenke als ein neuer Mensch in der Welt aufzutreten. Ist es nicht lustig, daß meines Mannes eigne Unterschrift uns zur sichrern Flucht verhelfen muß?

„Ich erwarte morgen Deine Antwort, und bin bald frei von Fesseln, um mich mit den Blumen-

ketten der Liebe auf ewig fest an Dich zu binden,
Deine Hedwig."

Nachdenkend hielt Zinkberg einige Zeit das Blatt in der Hand, während seine Züge sich mehr und mehr verklärten, bis er plötzlich freudig „heureka!" ausrief, und durch das Zimmer tanzend ein Schnippchen schlug. Dann legte er den Finger an die Nase, und dachte wieder nach. „Es geht, und muß gehen! Punkt für Punkt! Jetzt muß ich Dich loben, Karl; Du bist ein Genie! Wer hätte glauben sollen, daß ich mich aus diesem Embarras herauswickle? Und wie köstlich wickle ich mich heraus, so daß ich alle Parteien zufrieden stelle, und die meinige — was die Hauptsache ist — am zufriedensten. Aber dieser göttlichen Hedwig verdanke ich den Stoß, der mich aus dem Labyrinthe führt. Ohne diesen Brief — und der Gedanke lag doch so nahe; aber ich war verblüfft und verblendet. Nun ist geholfen, und der Sieg mein. Victoria!" So lustig war er lange nicht gewesen. Er rief seinen Bedienten. „Johann," sagte er, „ich ertheile Dir jetzt den wichtigsten Auftrag Deines Lebens. Paß auf! es hängt viel davon ab, daß Du ihn pünktlich ausführst. Ich kenne Deine Treue und Schlauheit. Bringst Du's gut zu Ende,

so erhält Du zehn Karolin als Geschenk von mir."

„Wenn's auszuführen ist, gnädiger Herr, so wird's kein Mensch besser machen, als ich."

„Gut. Morgen reitest Du mit mir auf das Schloß des Majors von Birkendorf, wo ich Deine Hülfe angeblich brauche, um einige Einrichtungen im Park zur Hochzeit des Fräuleins zu machen. Der eigentliche Zweck aber ist, ich zeige Dir eine gute Viertelstunde vom Schlößchen ohnweit einer Mühle einen Grenzpfahl; den merk' Dir genau. Tags darauf schicke ich Dich mit einem Briefe an den Fürsten Liechtenstein nach Wien, und Du kannst morgen allen Freunden und Bekannten von Deiner Reise sagen; verstehst Du, daß recht Viele davon erfahren."

„Ich merke schon, und verstehe. Die ganze Stadt soll's erfahren."

„Ich meines Theils," fuhr der Lieutenant fort, „habe zum Glück einen wichtigen Auftrag an den Fürsten, und habe bereits meinen Kameraden davon gesprochen, und spreche morgen noch mehr von der Dringlichkeit desselben. Dies kommt mir sehr gelegen. — Du reitest ab, und siehst irgend wo zu, daß Du einen kleinen, verschloßnen Wagen

— er kann schlecht aussehen, wenn nur Achsen und Räder halten — zu kaufen bekommst, am liebsten wäre mir in einem Landstädtchen, von der Straße abgelegen. Du giebst vor, das Reiten nicht vertragen zu können. Mit diesem Wagen, an welchen Du Dein Pferd spannst, näherst Du Dich vorsichtig, und auf Umwegen, Sonnabends Abend, oder vielmehr erst in der Nacht, dem bezeichneten Grenzpfahle an der Mühle. Punkt zwölf Uhr in der Nacht mußt Du an Ort und Stelle sein, nicht früher, nicht später. Dazu erhältst Du meine Repetiruhr mit. Bald darauf wird ein Herr mit einem Bündelchen unter dem Arme, zu Dir kommen, und Dich um die Parole fragen. Du antwortest: Alles gut. Drauf spricht der Herr: Weiter noch, Bester! und steigt in den Wagen. Du fährst wacker drauf los, daß Du mit Tages Anbruch in Teschen bist, fütterst aber nicht in der Stadt, sondern auf einem Dorfe, und sorgst für Deinen Passagier, daß er sich den Leuten nicht viel zu zeigen braucht. Nun so rasch Du kannst weiter das Olsathal aufwärts nach Jablunkau, da magst Du übernachten. Am andern Morgen passirst Du den Jablunka-Paß über das Karpathengebirge nach Csacza in Ungarn, dann über

Ober=Neustadel in das Thal der Waag hinab. Nun setzest Du die Reise bis Trentschin fort, und dies ist ihr Ziel. Der Herr bleibt in Trentschin. Du magst Dein Wäglein dort verkaufen, oder in Wien. Genug, in Wien, wohin Du über Preßburg gehst, giebst Du meinen Brief an den Fürsten Liechtenstein ab, behauptest aber, wenn Du gefragt wirst, direkt von Troppau zu Pferd gekommen zu sein, und kehrst, so eilig Du kannst, heim. Laß Dich's nicht anfechten, wenn Du mich in Arrest finden solltest; ich will schon für Dich sorgen. Reisegeld vollauf, und einen guten Reisepaß für Deinen Passagier, wirst Du haben. Uebrigens benimm Dich klug."

„Müßte vom Teufel sein, Gnaden, wenn ich's nicht ausführte. Ist ja kein Hexenwerk, und mein Rappe läuft zwölf Meilen Tags, wenn's sein muß."

„Wohlan, bring' Deine Sachen in Ordnung."

Mit der heitersten Lebendigkeit ging der plänevolle Lieutenant, ohne eine Spur von Müdigkeit an die Beantwortung der beiden Briefe. Der an Luisen wurde sehr lang. Erst gegen Morgen suchte er das Lager, aber schon nach einigen Stunden war er mit Johann auf dem Wege nach dem

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schlößchen. Der Brief an die Räthin war bereits an seine Adresse gelangt; die bleiche, abgehärmte Luise empfing bald darauf den ihrigen, und schloß sich damit in das Parkhäuschen, welches am hintern Ende des Parks einsam lag. Nach einer Stunde kam sie heiter und vergnügt, ja strahlend vor Wonne, hüpfend, wie ein Kind, und der Major rief ihr jubelnd entgegen: „Endlich siehst Du doch aus, wie eine Braut. So muß ich Dich loben, Lulu! Nun werden wir auch eine fröhliche Hochzeit feiern; denn Du hast mein Geheimniß doch ausgekundschaftet.“ — Ein einziger Blick ihres schönen Augs sagte Zinkberg, daß sie mit ihm einverstanden; ihre Freude hatte es ihm früher schon verrathen. Uebrigens hielt sie sich den ganzen Tag fern von ihm, und erschien nicht einmal bei Tische. Abends, eh' er wegritt, fand er in der Höhlung eines Baumes beim Parkhäuschen, den er ihr bezeichnet, einen zweiten Brief, und zeigte auf dem Heimwege, mit einem Abstecher zur Linken, seinem Bedienten den Grenzpfahl, ihm noch besondere Instruktionen ertheilend. Am anderen Morgen, Donnerstags, reiste Johann nach Wien ab, und Zinkberg ordnete Vieles, zog Gelder ein, packte einen Koffer, und machte sich

Bayerische Staatsbibliothek München

zur Flucht fertig. — Den Freitag brachte er ganz auf dem Schlößchen zu, um Nachmittags die Probe des Festspiels abzuhalten, welches im Park gegeben werden sollte. Hier sah er die freudetrunkne Hedwig, die ihm sagte, daß Alles in Ordnung sei. Am Sonnabend früh bestellte Zinkberg mit einigem Geräusch Extrapost für zwei Personen in Troppau nach Ratibor, die um zehn Uhr Abends im Dorfe des Majors sein solle, um ihn abzuholen; dann fuhr er mit der Gesellschaft hinaus zum Feste.

Ein schöner, freier Rasenplatz, mit waldigem Hintergrunde, war zur Bühne eingerichtet; der Major hatte das Festspiel selbst gedichtet, und that sich viel darauf zu gut. Er war über die Maßen beschäftigt, und rannte wie unsinnig hin und her, ohne etwas Erkleckliches zu verrichten. Brandenfels und Zinkberg mußten das Beste thun. Der Letztere, gewandt und erfahren in solchen Angelegenheiten, ordnete mit Umsicht und Schnelligkeit an. Ein großes, glänzendes Frühstück wurde im Park eingenommen, dann eine Costümprobe gehalten. Inzwischen strömten die Gäste in Masse zu, und weit über hundert Wagen kamen zusammen. Triumphirend deutete Hedwig, zu Zinkberg gewandt,

auf die Wagenburg. Bald wogte es im Park von Menschenmassen. Zwei Musikchöre waren aufgestellt, und auf Rasenplätzen wurde getanzt. Das Landvolk belustigte sich auf Kosten des Herrn im Gasthofe. Als es zu dämmern begann, wurde der Theaterplatz mit Ampeln und Lampen beleuchtet; bis in die höchsten Spitzen der herbstlich gefärbten Bäume glänzten Lichter. Das Ganze gewährte einen feenhaften Anblick. Im Park und Schloß waren eine Anzahl reichlichst ausgestatteter Buffets errichtet, in denen sich Jedermann nach Belieben bedienen lassen konnte. Die Menge aß und trank, und wurde ausgelassen fröhlich. Man jauchzte dem Brautpaare zu, welches, von Freunden und Verwandten umgeben, in einem offenen, ebenfalls illuminirten Pavillon Platz genommen hatte; man sang Lieder zu seinem Preise, und die Musik spielte jauchzende Fanfaren. Luise strahlte von Liebreiz und Freundlichkeit; Jedermann gestand nie eine schönere Braut gesehen zu haben. Und doch schnürte ihr Angst das Herz zusammen, und leimte ihr die Zunge an den Gaumen.

Um sieben Uhr verkündeten Trompetenstöße den Anfang des Schauspiels, und Alles drängte nach dem Platze. Ein buntes Gemisch von Zügen und

Tänzen, Genien, Zauberern und Feen ging an den Augen der Zuschauer vorüber, und wenn dem Brautpaar etwas Schönes gewünscht wurde, jubelte die ganze Versammlung. Es war da viel von Frühling, Kränzen, Blumen, Lust und Scherz die Rede, die Bäume streuten aber, wie verhöhnend, ihre bunten, abgestorbenen Blätter auf die Schauspieler. Es ging übrigens Alles zur glückseligsten Zufriedenheit des Majors zu Ende. — Sobald sich Zinkberg seines Costüms entledigt hatte, — er war nämlich ein von einer Fee mit Liebe beglückter, von einem tückischen Zauberer gehaßter Prinz gewesen, und von Letzterem in allerlei haarsträubende Fatalitäten verwickelt worden, aus welchen ihn die Geliebte immer wieder befreit, bis ihrer Vereinigung endlich keine Teufelei mehr im Wege gestanden, — nahm er aus seinem Koffer ein Päckchen, schob es unter seinen Mantel, und huschte unvermerkt durch die Baumgänge dem Parkhäuschen zu. In der Baumhöhlung fand er den Schlüssel, öffnete, legte das Päckchen unter eine Bank, verschloß die Thüre, und barg den Schlüssel wieder im Baum. Dann mischte er sich wieder unter das tanzende und wogende Gewimmel. Nach zehn Uhr ging er nach dem Wirthshause,

um sich nach dem Postwagen zu erkundigen; er that dies offen beim Wirthe und mit Absichtlichkeit. Der Wagen war da, und Zinkberg nahm den Postillon mit in den Park, um zwei Koffer zu empfangen. Hier benachrichtigte er die Räthin, daß der Wagen da sei, und sie übergab ihm heimlich ihren Koffer und eine Kassette, die er mit seinem Koffer dem Postillon auslieferte. Dann begleitete er diesen zum Wagen, damit Alles gut verwahrt werde.

Nach elf Uhr begannen die Gäste abzufahren, und Luise verfügte sich auf ihr Zimmer, von wo sie ihrem Bräutigam und Vater durch ihr Kammermädchen sagen ließ, daß große Müdigkeit und Rücksichtnahme auf den morgenden Tag sie zu Bette getrieben. Das Mädchen mußte sie erst entkleiden. Als diese fort war, verschloß sie die Thüre, drückte das Bett ein, als hätte sie darin gelegen, warf dann schnell einen andern Anzug über, und schrieb mit zitternder Hand auf ein Blatt: „Mein Vater, ich lebe, aber denke ich sei gestorben. Ich konnte Brandenfels Frau nicht werden. Fluche nicht Deinem unglücklichen Kinde!“ Sie konnte nicht mehr schreiben, ihr Busen flog, und mit brennendem Auge verfolgte sie den Zeiger ihrer Uhr, der ihr

zu langsam vorwärts rückte. Und doch war die Zeit des Aufbruchs da, sie wußte nicht wie. Rasch warf sie den Mantel ihres Kammermädchens über, und setzte den Hut derselben tief ins Gesicht. Husch war sie draußen, verschloß das Zimmer und flog die Treppe hinab an einzelnen Menschen vorüber. Noch war viel Volks im Park, aber alles um die Buffets und Tanzplätze und auf dem Pavillon gedrängt. Die Gänge waren leer, und herbstlicher Hauch strich durch die Bäume. Luise wählte den einsamsten Weg, warf ihren Zimmerschlüssel weit ins Gebüsch, und stand athemlos vor dem hohlen Baume. Die Beine versagten ihr fast den Dienst. Im Parkhäuschen fand sie im Päckchen, welches Zinkberg hingelegt, einen vollständigen Männeranzug nebst Mütze und Mantel. Die Angst beflügelte ihre Hände. Im Nu lagen ihre Frauenkleider am Boden, und, so gut es in der Dunkelheit ging, fuhr sie in die Männerkleider. Sie brachte es glücklich zu Stande. Dann raffte sie in Eile die Frauenkleider in den Pack, nahm ihn an die Hand, drückte die Schildmütze tief ins Gesicht, warf den Mantel um und eilte nach einigen Minuten auf einem Fußpfade durch das Feld der Mühle zu. Sie lief so, daß, als sie an der

Stelle anlangte und den Wagen fand, sie kein Wort sprechen konnte. Endlich preßte sie das Wort: „Parole?“ heraus.

„Alles gut!“ versetzte Johann.

„Weiter, Bester!“ — „Rasch' herein!“

Dort flog das Wäglein hin, wie die andern vom Fest Heimkehrenden.

Nach zwölf Uhr war allgemeiner Aufbruch, ein Wagen nach dem andern fuhr vor. Viele stiegen am Gasthofe ein. Dort erwartete Zinkberg die schöne Hedwig am Wagen. Der Postillon saß schon auf dem Bocke. Sie kam tief verschleiert und in den Mantel gehüllt. Schweigend hob sie Zinkberg in den Wagen, der sogleich die Straße nach Ratibor einschlug — — —

Der Park versank allmälig in Nacht und Schweigen. Der Major und der Hauptmann suchten das Lager, die Dienerschaft folgte, die letzten Gäste zogen ab. — Der späte Morgen versammelte die Wenigen, welche geblieben waren, beim Frühstück; man gönnte der Braut den langen Schlaf. Aber eine Stunde verstrich, das Kammermädchen meldete ängstlich, es rege sich nichts im verschlossenen Zimmer des gnädigen Fräuleins, es würde ihr doch nichts zugestoßen sein. Der Major ging, an der

Thüre zu klopfen; keine Antwort; er rief seiner Tochter Namen laut durch das Schlüsselloch; keine Antwort. Jetzt gab es bedenkliche Gesichter. Der Hauptmann rief verzweiflungsvoll: „Gnädiger Gott, sie ist todt! Wir müssen die Thüre erbrechen." Alle Anwesenden erbebten von dem fürchterlichen Worte. Schnell wie der Gedanke war Brandenfels mit einer Axt da, und schlug mit Riesenkraft an das Schloß; es sprang auf. Alle drängten dem Hauptmann nach in das Zimmer — und fanden es leer. Schrecken fesselte alle Zungen; der Major schlug die flachen Hände vor das Gesicht und sank auf einen Stuhl; der entsetzte Bräutigam durchsuchte vergebens das Zimmer, wie nach einer abhanden gekommenen Nadel. „Sie ist entflohen!" rief er endlich wie wahnsinnig. „Sie ist mit dem schändlichen Zinkberg fort, und meine düstere Ahnung erfüllt sich. Der Bube hat sie verführt." — Der Major stöhnte laut auf und brach endlich in ein Jammergeschrei aus.

„Aber wohin er auch sei," fuhr Brandenfels fort, „ich finde ihn, und eine Kugel sei des Bösewichts Lohn für diese Schandthat."

„Erst überzeugen wir uns," sagte der Major in seinem Jammer. „Verdammen Sie nicht früher."

Das Kammermädchen mußte jetzt ihre letzte Unterredung mit Luisen berichten; man forschte bei der übrigen Dienerschaft, und die Kunde von Luisens Flucht flog durch das ganze Dorf. Nach einer Viertelstunde, in der man sich vom ersten, betäubenden Schrecken etwas erholt hatte, stürzte ein Diener herein und berichtete, der Gastwirth habe erzählt, der Lieutenant Zinkberg habe eine Post von Troppau nach Ratibor bestellt und zwei Koffer aus dem Schlosse in den Wagen tragen lassen; auch habe er von zwei Personen, die da reisen würden, gesprochen. Der Wirth wurde herbeigeholt, und berichtete mit devoter Umständlichkeit alles, was er wußte. Zehn Minuten darauf flog Brandenfels auf seinem Schimmel nach Troppau. In der Post examinirte er den zurückgekehrten Postillon und erfuhr, was er erwartet hatte, eine tief verschleierte Dame sei mit dem Lieutenant Zinkberg nach Ratibor gefahren; dort habe der Lieutenant frische Pferde und Wagen nach Kosel genommen, und aus der zärtlichen Unterhaltung der beiden Liebesleute habe er, der Postillon, abgemerkt, daß sie nach Breslau und weiter wollten.

Brandenfels bestellte Kourierpost, und eilte sich beim Obersten einen Verhaftbefehl gegen Zinkberg

zu verschaffen. Damit ausgestattet bestieg er den Wagen, äußerlich wieder ganz ruhig. Im Schlößchen berichtete er die Bestätigung seiner vorgefaßten Meinung und nöthigte den Major, ihn zu begleiten. Das Gold, das aus ihrer Hand in die der Postillone glitt, beflügelte die Pferde; auf allen Poststationen fanden sie die Spur der Flüchtigen; alle Postmeister und Postillone sagten auf einen Herrn und eine verschleierte Dame aus. Die Verfolger rückten den Fliehenden immer näher, obgleich diese einen Vorsprung von zwölf Stunden voraus hatten. Als jene in der ersten Frühe des Montag — Morgens nach Brieg kamen, erfuhren sie, daß Zinkberg drei Stunden vorher fort war; in Ohlau waren diese bis auf eine Stunde zusammengeschmolzen. Jetzt mußten die Flüchtigen noch vor Breslau eingeholt werden. Und sie wurden es kurz vor der Stadt. Der Hauptmann schrie dem Postillon Zinkberg's ein donnerndes Halt zu, und der Lieutenant steckte den Kopf lächelnd aus dem Wagen, während Hedwig verzweifelt aufschrie. Brandenfels war aus seinem Wagen gesprungen und den Pferden des Andern in die Zügel gefallen.

„Aber mein Gott, Herr Hauptmann, was fällt gerade Ihnen ein, mich zu verfolgen?“ fragte Zink-

berg. „Ist das Diensteifer? Ei, Sie hätten mir mein Glück gönnen sollen!"

„Ha, schändlicher Bube, Du fragst auch noch? Du wärst werth, daß ich dich auf der Stelle niederschösse, aber Du sollst mir noch vor den Pistolenlauf. — Und du, Luise, unwürdiges, verblendetes Wesen, wie tief hast Du mich und Deinen Vater gekränkt!"

„O Luise, mein Kind, warum hast du mir das gethan?" meinte der Major.

„Luise?!" entgegnete Zinkberg verwundert. „Sie scheinen in einem merkwürdigen, mir ganz unerklärlichen Irrthum befangen, meine Herren. Diese Dame ist allerdings meine Geliebte, ich habe sie auch von Ihrem Feste entführt; aber wie in aller Welt kommen Sie doch dazu, sie für Ihre Braut und respective Tochter zu halten?"

„Wie, es wäre nicht Luise?"

„Entschleire Dich, Hedwig; es hilft nichts! — Sehen Sie hier die Frau Räthin Schaller, mit der ich schon längst ein zartes Verhältniß hatte, wie Ihnen auf keinem Fall unbekannt geblieben ist, meine Herren. Unsre Liebe hat uns flüchtig werden lassen, um dadurch Hedwigs Scheidung von ihrem Manne und unsre eheliche Verbindung rascher

zu betreiben. Ich begreife aber platterdings nicht, wie Sie glauben können, ich hätte Ihre Braut entführt, Herr Hauptmann? Ist denn diese auch abhanden gekommen?"

Der Hauptmann und der Major starrten mit sprachlosem Erstaunen in das Gesicht der weinenden Frau.

„Begreife es, wer kann!" rief endlich der Hauptmann und schlug sich vor die Stirn. „Ich glaubte das Räthsel gelös't, und nun ist es weit dunkler, als zuvor."

„Mein Kind, mein Kind, wo bist Du?" jammerte der Major; aber Zinkberg hütete sich wohl, auf diese Anfrage eine Antwort zu geben.

Rathlos stand der Hauptmann; endlich wandte er sich wieder zu Zinkberg: „Herr Lieutenant, Sie sind zwar nicht der Entführer meiner Braut, wofür ich Sie hielt, aber nichts destoweniger haben Sie sich diesem Verhaftsbefehl zu fügen; denn Sie sind Deserteur."

„Ich füge mich, weil ich muß," versetzte Zinkberg. „Lassen Sie uns das in der Stadt abmachen."

„Aber mich können Sie doch nicht verhaften lassen?" fragte Frau Schaller.

„Nein, Madame, dazu habe ich von Ihrem Manne keinen Auftrag.“

„So reise ich allein weiter.“

„Reisen Sie mit Gott.“

Und wenn mein Karl seine Strafe erlitten hat, wird er mir folgen.“

„Man wird ihn nicht daran hindern. Vielleicht begnadigt ihn der Kaiser.“

„O Karl, so sind wir gewiß bald vereint.“

„Ich zweifle nicht daran, mein süßes Leben!“ rief Zinkberg mit Wärme und küßte der schönen Frau die Hand.

Nachdem die Gesellschaft in Breslau zusammen gespeis't, und Zinkberg mit Hedwig noch eine Unterredung unter vier Augen gehabt, fuhr diese allein dem Norden zu, während ihr Geliebter als Arrestant mit seinem Hauptmann und dem Major von Birkendorf, nach dem Süden zurückkehrte. — Nach drei Wochen war Zinkberg aus dem Gefängniß entflohen; mit ihm war sein Johann, der ihm einen Brief vom Fürsten Liechtenstein gebracht, aus der Stadt verschwunden. Es wurde keine Untersuchung darüber angestellt, wie der Lieutenant entkommen sei, und Jedermann in Troppau behauptete, es sei auf Veranstaltung des Fürsten ge-

schehen, als dessen natürlicher Sohn Zinkberg von Solchen bezeichnet wurde, die darüber genau unterrichtet sein wollten. Man sagte allgemein: er ist zur Schaller, deren Scheidung im Gange war. Niemand zweifelte daran. Aber er war nicht zur Schaller. Er hatte alle betrogen, und die Schaller auch.

Ueber Louisens Verschwinden lag ein undurchdringlicher Schleier. Trotz der rastlosen Bemühungen des Majors und des Hauptmanns, war auch nicht die leiseste Spur entdeckt worden, wohin sie ihren Weg genommen haben konnte. Sie war gerade wie von einer Wolke aufgezogen. Wie ein schöner Klang war sie hinweggegangen, Niemand wußte wohin; wie eine vom Sturm entführte, in der üppigsten Blüthe stehende Blume war sie verloren gegangen, Niemand wußte zu sagen — wie?

Ihr Vater weihete ihr ein wehmüthiges Andenken, und bewahrte das von ihr beschriebene, an ihn gerichtete Blatt, welches erst mehrere Tage nach ihrer Abreise gefunden worden war, als ein letztes, theures Liebespfand heilig. Einige Male rief er sie verblümt in öffentlichen Blättern, und bat sie mit rührenden Worten, zu ihm zurückzukehren, und seiner alternden Tage liebende Pflegerin zu

werden; es solle ihr Alles vergeben und vergessen sein und Jegliches allein nach ihrem Wunsche eingerichtet werden. Aber weder sie selbst, noch eine Antwort kam, und so verzichtete er endlich mit stillem Schmerz darauf, sein einziges, geliebtes Kind in diesem Leben jemals wieder zu sehen. Und er wurde immer ernster und stiller.

Zweites Buch.

Ein schönes, saftiges, über eine Viertelstunde breites Thal ist ausgefüllt von einem großen, im altfranzösischen Geschmack erbauten Schlosse, mit mächtigen Flügeln und Anbauten aus neuerer Zeit und über einem Dutzend andrer Häuser, groß und klein und von der verschiedensten Bestimmung; rechts, durch den vordern Park und einen großen Blumengarten abgesondert vom Schlosse und den dazu gehörigen Baulichkeiten, liegen die Oekonomiegebäude des Gutes, links zieht sich der ungeheuere Park an den waldigen Bergen hinauf, in dessen Vordergrund die Reitbahn, das Theater, ferner das sogenannte Komödiantenhaus, das Badehaus, einige Pavillons, Pferdeställe und Wagenremisen, theils in Gruppen, theils zerstreut zu sehen sind. Dieses Thal führt der Waag eines jener klaren, raschen und reizenden Bergflüßchen aus den hohen Karpathen zu, die so zahlreich aus diesem schönen

Gebirge nach Ungarn herabstürzen, und kaum eine Viertelstunde vom Schlosse mündet der starke Bach in die Waag. Hier liegen in geringer Entfernung von einander mehrere Dörfer, welche zu dem Gute gehören. Diese reiche und reizende Besitzung ist nur einige Meilen von Trentschin entfernt. Die Natur hat die Fülle ihrer Schönheit mit verschwenderischer Hand über dieses Thal gestreut, und die kunstsinnige Hand des Menschen hat ihre Gaben trefflich zu verwenden verstanden. Wenn man von der Waag her in das Thal hineintritt, gewährt das Schloß mit den übrigen, theils offen, theils im Gebüsch des Parks halb versteckt liegenden Gebäuden, alle von ungeheuern Pappeln, Ulmen, Fichten und Eichen überragt, einen überraschend schönen und befriedigenden Anblick. An solchen alten, prächtigen Bäumen, Königen ihres Geschlechts, war der Park reich, und die von ihnen erzeugte schattige Kühle desselben, wurde durch den sich hindurchschlängelnden, silberklaren Bach und durch mehrere von ihm gespeiste Teiche noch erhöht. Der Park war wohl ursprünglich im französischem Geschmack angelegt gewesen, das konnte man noch an Statuen, Zieraden, Irrgängen und Teichen sehen, aber eine in diesem Falle glückliche Sorglosigkeit des

Besitzers, der viele Jahre abwesend gewesen war, und jede Ausgabe für das Gut selbst als unnütz vermieden hatte, hatte Scheere und Axt fern gehalten, und so war Alles lustig emporgewachsen, bis der Herr gekommen war, um hier zu wohnen. Da war denn Alles zu einem großartigen Englischen Park vorbereitet, der Englische Geschmack der Gartenkunst verbreitete sich eben in Europa, und es bedurfte hier wenig, um viel Schönes herzustellen.

Der Herr dieser Besitzung mit Dörfern, großen Fluren und reichen Wäldern, war Graf Eigl von Oszlan, der vor zehn Jahren von seinen zwölf Rittergütern dieses als das schönste und Wien zunächst gelegene zu seinem Wohnsitz auserwählt und ein kleines aber schönes und gut eingerichtetes Theater, nebst einem großen Wohnhaus für Schauspieler, erbaut hatte, um sich auf eigne Kosten Kunstgenüsse nach seinen Ideen zu verschaffen, oder vielmehr diese Ideen auszuführen, wozu er nirgend weiter Gelegenheit finden konnte.

Es war in der That eine überraschend seltsame Erscheinung, hier am Fuße der Karpathen das heißere Geklingel einer Theaterglocke zu vernehmen, den Schminktopf eine armselige Jugend auf ein

Paar Stunden hervorzaubern, und die Kunst mit dem Laster verkuppelt zu sehen, während die kräftigste Jugend in diesen Thälern in unverdorbener Natur ihre kunstlosen Spiele trieb, und nur ein so eigenthümlich organisirtes Genie, wie Graf Eigl, konnte hier, ziemlich fern von der civilisirten Welt, eine so wunderlich geniale Wirthschaft treiben. Auf Oszlan bestand gewissermaßen eine Pflanz- oder Musterschule des deutschen Theaters, deren Schul- und Lehrmeister der Graf selbst war. Ein junges Talent nach seinen Ideen für das Theater zu bilden, war des Grafen höchste Freude; er hielt dies für seinen Beruf, und gab sich demselben mit ungetheiltem Eifer und einer starken Leidenschaft hin, während er zugleich keine Kosten scheute, einem solchen Talente bald die nöthige Ausbildung zu verschaffen. Alle an seiner Bühne angestellten Individuen hatte er selbst gebildet; Viele waren, trefflich ausgerüstet, schon in alle Welt hinausgezogen, und der Graf hatte immer wieder aus der Jugend deutscher Zunge rekrutirt, und einzig zu diesem Zwecke fast jährlich eine Reise gemacht. Auf dieselbe Weise war auch seine Kapelle entstanden, die eine Anzahl tüchtiger Virtuosen aufweisen konnte, obgleich sämmtliche Mitglieder junge Männer wa-

ren, die, als der Graf sie gewann, erst die Elemente ihrer Kunst, und oft diese kaum besiegt hatten. Alle junge Leute waren ihm willkommen, die sich der Schauspielkunst, dem Gesange auf der Bühne, oder einem Instrumente im Orchester widmen wollten; er prüfte sie zwei bis drei Monate, engagirte sie dann, wenn er Talent in ihnen entdeckte, oder entließ sie im entgegengesetzten Falle mit einem nicht unansehnlichen Geschenke. In jedem Falle war also etwas beim Grafen zu gewinnen, und es war daher kein Wunder, wenn nicht nur aus der benachbartem Kaiserstadt, sondern auch aus andern Gegenden des Reichs angehende Genies beiderlei Geschlechts oft genug durch das Waagthal dem Schlosse zueilten, in welchem sie Kunst und Glück zu versuchen gedachten.

So ritt denn auch an einem düstern Novembertage des Jahres 1804 ein junger Mann, gleichsam mit dem ersten Wintersturme, in das Thal, und langte mit der früh einbrechenden Nacht auf dem freien Platze vor dem Park an, zu dessen Seiten sich das Theater und die andern dazu gehörigen Häuser erhoben. Aus der unfreundlichen Leere eines neblichen, stürmischen Spätherbstabends draußen im Freien, wo sein Blick kaum hundert Schritte

getragen und da nichts entdeckt hatte, was ihn hätte unterhalten und erfreuen können, sah er sich hier plötzlich in ein lebendiges Treiben versetzt; zahlreiche Menschen gingen in allen Richtungen nach den verschiedenen Häusern über den Platz, auf welchem eben hellleuchtende Laternen angezündet wurden; Einige sangen laut ihm bekannte Lieder oder Passagen aus Opern, Andre riefen sich Scherz- und Witzworte zu, sprachen laut mit einander oder schlugen Rapiere klirrend zusammen, und dazwischen stahlen sich, wenn irgend eine Thüre geöffnet wurde, ein Paar Takte einer Musik oder eines einzelnen Instruments. Reiter sprengten vorbei, phantastisch gekleidete Gestalten huschten vorüber, hier machte sich ein frecher Geselle unanständig breit, dort brüllte ein Andrer ungebührlich laut, doch sprang aus Allen mehr oder minder keck der Geist fröhlichen Muths, das Kind des heitersten Kunst, hervor und sprach den Ankömmling so heimisch und freundlich an, daß er rasch vom Pferde stieg und den Ersten, der ihm begegnete, fast umarmt hätte.

„Sagen Sie mir gefälligst, Verehrter, wo ist ein Gasthof, wo man sich und sein Pferd nach einem langen und beschwerlichen Ritte unterbringt?"

„Gasthof?!" lachte der Angeredete.

„Da hätten Sie in einem der Dörfer bleiben müssen, Carissime. Hier auf dem Gute des Grafen Eigl gibt's keinen Gasthof. Sind Sie hier irgend bekannt, oder dem Grafen oder einem seiner Freunde empfohlen, so übergeben Sie Ihr Pferd getrost einem Stallknecht, und folgen Sie mir, damit ich Sie dem Herrn dieser Besitzung vorstelle."

„Das würde schnell gemacht sein, wenn Sie mir zuerst einen Stallknecht nachweisen wollten."

„Stephan!" schrie der Angeredete nach den Ställen hinüber. — „Kommen Sie, das Volk ist dicköhrig. — Stephan! Jan! Thaddei! Hundsfotter! hier ist ein fremder Herr, der euch sein Pferd übergibt. — Sollen sie den Mantel und Mantelsack ins Schloß tragen, Carissime?"

„Darauf kann ich nicht bestimmt antworten. Doch vielleicht, wenn Sie mir sagen können, wo Demoiselle Zink wohnt?"

„Der Tausend, Carissime! Sie sind am Ende gar der sehnlichst erwartete Bräutigam der jungen charmanten Dame. Was?"

„Die Genannte ist allerdings meine Braut."

„Gaudeamus in dulci jubilo!" rief der Andre vergnügt. „Das wird eine Wonne geben. Ach,

wie viel Seufzer sind Ihnen aus dem Herzchen Ihrer Schönen zugeflattert, Carissime! Nun — je größer Verlangen, desto süßer Empfangen! Und der Graf hat auch öfter nach Ihnen gefragt. Der wird auch sehr erfreut sein. — Jetzt kommen Sie vor allen Dingen, Carissime, daß ich Sie zu Ihrer Sponsa führe, die von allem, was generis Masculini hier ist, vergöttert wird. Ja, sie ist ein Engel, und wenn sie nicht vorher schon versorgt gewesen wäre, ehe sie, wie eine Fee, unter uns trat, es hätten sich schon Etliche die Hälse um sie gebrochen." Und den Angekommenen mit sich fort ziehend, plauderte der Sprecher im vertraulichern Tone weiter: „Es wird euch bei uns gefallen, Carissime. S'ist ein lustiges Leben. Der Graf ein charmanter Mann, August und Mäcen in einer Person. In seine Kunstansichten und Ideen muß man sich fügen, versteht sich ab ipso. Es geht bunt bei uns zu, wie in einem Kloster, nur daß man nicht scheinheilig zu thun braucht. Jeder kann sich geben, wie er ist, es wird ihm nicht verübelt, wenn er nur seinen Platz ausfüllt. Aber — ad vocem Kloster! Ich habe mich euch noch nicht vorgestellt, Carissime. Ich heiße Lommler, und habe die Ehre erster Tenorist am Hoftheater Sr. Excellenz des

Grafen Eigl von Oszlan zu sein. Nebenbei bin ich ein passionirter Taubenzüchter, und habe mir hier ein schönes Taubenhaus mit kostbarem und seltnem Vieh eingerichtet. — Euer Name ist Schenk, nicht wahr?"

„Karl Schenk."

„Schon gut, brauche nichts weiter zu wissen. Wir werden uns schon näher kennen lernen. Was hinter uns liegt, wenn wir auf die bunt gemalte Breterwelt treten, ist auf ewig in den Strom der Vergessenheit versunken. Wir wissen nichts mehr davon, und beginnen ein neues Leben. Wir werden eben neu geboren. Die Coulisse, hinter der wir bis zu unserm Stichwort etwas ängstlich warten, ist unsre zweite Mutter; das erste Bret, auf dem wir schreiten, unsre Wiege, das zweite unser Brautbett, das dritte unser Sarg. Wir haben mit der philisterhaften Welt der Wirklichkeit abgeschlossen, und leben in einer poetischen, in welcher alle Dinge idealisirt oder vielmehr potenzirt sind; das Gute ist besser, das Schöne schöner, das Schlechte schlechter, das Böse häßlicher, als in der armen Welt zu unsern Füßen. Bei uns treiben die Leidenschaften gewaltiger, die Interessen schneiden und reiben sich kräftiger; die Räder der

Maschine sausen und rasseln schneller und lauter; sie nutzen sich freilich auch schneller ab, aber was thut's? Es geht bunt und wild durch einander, und ist ein tüchtig Stück wahres Leben, während das sogenannte Leben der Andern eigentlich doch nur ein Stück Schlaf ist. — Aber da sind wir. Tretet ein, Carissime!"

Sie standen vor dem Schlosse, und gingen durch die gastlich geöffnete Pforte desselben. Helle Ampeln erleuchteten Vorplatz, Treppen und Corridore, und zeigten überall Pracht und Eleganz; reich gekleidete Diener liefen geschäftig hin und her, Damen kamen und gingen, theils allein, theils von modischen Herren begleitet. Auch hier wieder das wohlthuende Drängen und Treiben eines rasch bewegten Lebens.

Der Tenorist klopfte im dritten Stock des Schlosses an eine Thüre, und steckte dann den Kopf hinein. „Rathen Sie, Carissima, wen ich Ihnen bringe? denn ich würde mich nicht unterstehen, allein zu kommen. Na? Der reizenden, einsam trauernden Göttin Calypso bring' ich den ersehnten Ulysses. Pah, ich merke schon, Ihr braucht die ars amandi des Ovid nicht erst zu studiren!"

„Karl! Karl!“ rief eine süße Stimme, und „Luise, meine theuere Luise!“ stammelte der junge Mann wonneberauscht an ihrer Brust.

„Da bin ich gänzlich überflüssig,“ sagte der Tenorist; „ich will mir den Anblick ersparen, und lieber nach meinen lieben Täubchen sehen. Der Milchbart ist ein beneidenswerther Junge.“ Damit zog er die Thüre zu, und ließ die Liebenden allein.

„Endlich!“ sagte Luise unter seinen glühenden Küssen, die sie mit holder Verschämtheit erwiderte, — denn es waren ja die ersten, die sie von ihm empfing, und ihm gab —. „Ach, was hab' ich mich gesehnt nach Dir! was hab' ich von Tag zu Tag auf Dich gehofft und gewartet!“

„Hast Du an mir gezweifelt, mein süßes Leben?“ fragte Karl, der hier unter dem Namen Schenk auftritt.

„Nie, Karl! Eher an Gott, als an Dir, mein Geliebter! Nie ist ein Gedanke in meine Seele gekommen, daß Du falsch oder untreu sein könntest. Ich wußte, daß Du kommen mußtest; nur verging ich fast vor Sehnsucht. Ach, fünf Wochen sind eine Ewigkeit für ein liebendes Herz! Und doch hat es mir nicht an Zerstreuungen der

angenehmsten Art gefehlt. Aber können sie wohl einem liebenden Mädchenherzen den Geliebten ersetzen? — Doch, nun hab' ich Dich ja, mein zweites Herz! Nun wird mir wohl sein, nun werd' ich ganz glücklich werden! — Weißt Du auch, daß mich neben der Sehnsucht nach Dir auch das Heimweh plagte? Ja, ja; es hat mir manche Thräne erpreßt. Erzähle mir aus der Heimath, Karl! Wie geht es meinem armen Vater, und wie dem schwergekränkten Brandenfels?"

„Liebes Kind, sie haben sich einander zu trösten gewußt. Dein Vater wird in die Stadt ziehen, wie ich gehört habe."

„Hat er mir geflucht, Karl?"

„Wie? Solltest Du Deinen Vater so wenig kennen, um so etwas zu fürchten? Nein, der Major Schenk, dessen Namen ich, gleichsam aus Hochachtung vor ihm, angenommen habe, flucht keinem Menschen, am wenigsten seinem eignen — geliebten Kinde."

„Ach, ich habe mich doch schwer an ihm versündigt!"

„Das hat Dir der Gott der Liebe verziehen. Konntest Du auch anders handeln? Wolltest Du unglücklich für Dein ganzes Leben werden, blos

um Deinem Vater gehorsam zu sein? Es giebt höhere Pflichten, als die des kindlichen Gehorsams, zumal wenn man den Kinderschuhen gänzlich entwachsen ist. Du hast das Vaterhaus verlassen, und bist dem Wundersterne der Liebe nachgefolgt, oder vielmehr, er zog Dein Herz unwiderstehlich nach, und sieh! — der Stern stand über diesem Hause still, und Du hast hier das wahre Heil des Lebens, die Kunst, gefunden, nach der Deine Seele schmachtete. Vom Arm der Liebe umschlungen, wirst Du in ihrem hehren Tempel als Priesterin dienen. Das ist für Dich höchster Lebenszweck, und vor ihm müssen kleinliche Rücksichten verschwinden."

„O, wie Du recht hast, und wie jedes Deiner schönen Worte überzeugend und beruhigend in meine Seele dringt! Ich konnte allein in umwölkten Stunden schwach sein; mit Dir vereint, im Sonnenstrahl der Kunst, im Sternenlicht der Liebe, bin ich Dein starkes Mädchen. Es gehe meinem Vater wohl! — Auch der Hauptmann sei glücklich an der Seite einer edeln Frau, die sich für ihn paßt. Mein Weg ist nicht in diesen engen Kreisen. Ein idyllisches Glück kann mein Herz nicht befriedigen; der Adler hat eine andere Lebens-

aufgabe, als die Taube. Ich fühle etwas von der Natur des Adlers in mir."

„Also der Sonne entgegen durch Wolken- und Nebelschichten, und keinen Blick mehr zurück auf den trüben Dunstkreis der Erde!" —

„Erzähle, Karl, wie sich seit dem verhängnißvollen Abend, dem Wendepunkte meines Schicksals, Alles gestaltet hat!"

„Mein Plan ist vollständig gelungen. Niemand hat auch nur noch den geringsten Verdacht auf ein Einverständniß zwischen uns. Durch die Farce mit der Schaller warf ich einen undurchdringlichen Schleier auf unser Verhältniß." — Er erzählte den Verlauf seiner Flucht, seine Gefangennehmung und seine Befreiung.

„An der Schaller hast Du nicht gut gehandelt, Karl. Du hast ihr Liebe vorgelogen, um sie zu unserm Zwecke zu benutzen."

„Drang sich mir die Närrin nicht dazu auf? Ich mußte die Aufmerksamkeit unsrer Umgebung von uns ablenken, sollte nicht unser Lebensschiff scheitern. Was konnte ich dafür, wenn sie Alles that, um die Blicke auf sich und mich zu ziehen; es konnte mir nur gelegen sein. Der ist nicht tadelnswerth, der ein Mittel, das sich ihm auf-

dringt, zur Erreichung seiner Zwecke benutzt. — Doch genug von ihr und von Allem, was wir in jenen Lebenskreisen, aus denen wir für immer geschieden sind, zurückgelassen haben! Laß uns die Blicke den neuen Kreisen zuwenden, in die wir voll Hoffnung und Zuversicht getreten sind! Noch hab' ich kein Wort von Deinen süßen Lippen über Deine hiesigen Verhältnisse vernommen, und doch sagt mir mein guter Genius, daß sie glückliche sind."

„Sie sind es, Gottlob! — Nie hätte ich mir ein reizenderes Glück träumen lassen, als mir hier erblühen wird, sobald mir vergönnt sein wird, als Deine Gattin ausübende Künstlerin zu sein. Den Grafen kennst Du persönlich." —

„Doch muß ich Dir bemerken, daß ich nur einige Stunden in seiner Gesellschaft im fürstlich Liechtensteinschen Hause in Wien war, wo mir sein barockes Wesen in Kleidung und Benehmen auffiel; er galt für einen wunderlichen Sonderling, voll närrischer Anomalien und Bizarrerien. Ich sprach mit ihm viel über Theater, und ergötzte mich an seinen oft seltsamen Ansichten und Meinungen. Er schien mir seine Gewogenheit zu schenken, und rieth mir halb scherzweise, mich der

Kunst zu widmen. Daran erinnerte ich ihn in dem Briefe, welchen ich Dir mitgab."

„Der Empfang, dessen ich mich erfreuete, konnte nicht herzlicher und wohlwollender sein. Neben seinen Wunderlichkeiten hat der Graf das edelste, trefflichste Herz. Ueber tausend Vorurtheile der Gesellschaft erhaben, möchte er gern Alle, die sich seinem Kreise nahen, glücklich machen. Dies ist, mein' ich, der Grundton seines Wesens, seine gemüthliche Seite. Im Uebrigen lebt er wirklich nur für das Theater, und hat für andre — irdische und himmlische — Dinge so gut wie gar kein Interesse. Alle Welt spricht vom Kaiser der Franzosen; der Graf erwähnt ihn nicht; man streitet in seinem Beisein über religiöse Dinge, der Graf hört zu, aber an seinem zerstreuten Blick sieht man zur Genüge, daß er kein Wort versteht, sondern an irgend eine Theaterangelegenheit denkt; man spricht von einem ausgezeichneten Menschen, Staatsmann, Krieger, Kaufmann, Priester, und der Graf fragt plötzlich: in welchem Rollenfache er excellire, oder auf welchem Instrumente er Virtuos sei? — und bildet sich steif und fest ein, es sei von einem ausgezeichneten Schauspieler, Sänger oder Musikus die Rede. Von früh bis spät steckt er im Theater,

musicirt, probirt, prüft, ordnet an, macht aber meist Alles selbst. Außerdem hat er noch eine eigenthümliche Leidenschaft, gleichsam einen Nebenzweig seiner allgemeinen Richtung, er baut nämlich neue Violinen, und flickt alte aus; doch da er weit und breit alle alten und schadhaften Geigen zusammenkauft, und sie ausbessert, so kommt er wenig daran, neue zu bauen. Er soll einen ungeheuern Vorrath von Violinen aller Art besitzen, und alle seine Kapellisten sind von ihm reichlich damit versehen. Oft nach Mitternacht, wenn Sehnsucht und Trauer mich nicht schlafen ließen, drangen die einsamen Klagelaute von der Geige des Grafen in mein Ohr, wie leise, wehmüthige Heimathstimmen. Dann probirt er, wie mir die Gräfin sagte, die Geigen durch, ob er wohl die rechte finde, die er seit vielen Jahren sucht. Er findet sie aber immer nicht, und behauptet zuweilen mit einem Ausdruck tiefster Schwermuth: er müsse sein Meisterstück noch machen. Dann will es mich stets bedünken, als leide er an einem stillen Wahnsinn, der arme Mann!"

„Bei Gott, seltsam!" rief Karl. „Mir fährt ein Gedanke durch den Kopf. Ich möchte darauf schwören, Eigl ist derselbe Ungarische Graf, von

dem mir Dein Vater erzählte, und der einst der Jugendfreund desselben war."

„Diese Vermuthung habe ich schon längst gehegt; die Beschreibung der Persönlichkeit, die mein Vater gab, paßt ganz auf ihn, und ich möchte bezweifeln, so groß auch Ungarn ist, und so viele Grafen es zählen mag, daß zwei in dieser Lebens- und Kunstrichtung gleiche leben. — Da mich die gräfliche Familie mit der äußersten Discretion behandelt, und auch nie die leiseste Andeutung auf meine frühern Lebensverhältnisse vorgekommen ist, die vielleicht den Wunsch im Hintergrunde verschleiert hegte, als möchte man wissen, wer und woher ich sei, so habe ich selbst noch nie gewagt, den Namen meines Vaters, selbst als den einer mir fremden Person, nur zu erwähnen. Doch läugne ich nicht, ich möchte über diesen Punkt Gewißheit haben. Vorzüglich möchte ich wissen, ob die Gräfin die so leidenschaftliche Geliebte meines Vaters gewesen ist. Denn gerade ihre Charaktereigenthümlichkeit macht mich in meiner Vermuthung wieder irre; die Gräfin hat, so viel ich bis jetzt bemerkt habe — und ich bin viel in ihrer Gesellschaft gewesen — auch nicht den leisesten Zug zu Spott und Witz; im Gegentheil liegt ein

Schleier düstrer Schwermuth über ihre Seele ausgebreitet."

„Wir können und werden uns darüber Licht verschaffen," bemerkte Karl nachdenklich.

„Die Gräfin ist mild und gut; sie muß sehr schön gewesen sein; denn noch hat die mörderische Zeit nicht alle Spuren von Schönheit aus ihren edeln Zügen, aus ihrer hohen Gestalt vertilgt. Aber irgend ein tiefer und gewaltiger Lebensschmerz hat diese Züge durchwühlt, und dieser Gestalt ein fremdartiges und trauriges Gepräge aufgedrückt, das wohl vom Glanze des Reichthums und der Vornehmheit überdeckt ist, aber doch immer durch diese purpurnen Hüllen düster durchschimmert. Es lastet ein Geheimniß auf dieser schönen Seele, das die üppigsten Sprossen derselben geknickt, und die Blüthendolden verschrumpft hat. Sie vermeidet durchaus von ihrer Jugend zu reden, und als ich sie einmal nach ihrem Geburtsort befragte, um der Befriedigung meines Wunsches näher zu kommen, brach sie kurz ab, und meinte, sie wolle mir ein ander Mal von ihrer Herkunft erzählen. Ich merke, ich darf nicht nach ihrer Vergangenheit fragen, und sie fragt nicht nach der meinigen. Auch wissen ihre beiden Töchter, zu meiner Ver-

wunderung, gar nichts vom Leben ihrer Mutter; denn ich kann unmöglich annehmen, daß ihre Offenherzigkeit gegen mich in diesem Punkte eine Ausnahme machen und sich verstellen sollte. Uebrigens ist die Gräfin eine liebende Mutter für mich, und mit einer schier ängstlichen Sorgfalt für alle meine, selbst die kleinsten Bedürfnisse bedacht; ja sie hat mich sogar mit einem wahren Ueberfluß umgeben, und ihre Töchter hätten die gerechteste Ursache, auf mich neidisch und eifersüchtig zu sein; denn sie zieht mich ihnen offenbar vor. So ängstlich mich dies auf der einen Seite macht, so wohl, so unaussprechlich wohl, thut mir auf der andern diese herzliche Mutterliebe, die ich so lange Jahre gänzlich entbehrt, und für die mein Herz jetzt um so empfänglicher war, als ich die gewohnte Vaterliebe entbehren mußte."

„Doch, Du sprichst nur von Töchtern. Hat das Haus keine Söhne?"

„Es lebt auch ein Sohn dieser Ehe; er ist das jüngste und letztgeborne Kind der Gräfin, und steht jetzt im zehnten Jahre. Zwei ältere Brüder sind gestorben, auch einige Töchter. Das älteste der Kinder war ein Sohn, welcher nur zwölf Jahre alt wurde; der andre starb schon im dritten

Jahre. Ich fürchte, daß der noch lebende sein Alter nicht viel höher bringen wird. Er ist ein armes, schwaches Kind, körperlich und geistig eine taube Blüthe, die bald abfallen und zu Staub werden wird. Max — so heißt er — ist geistesschwach oder blödsinnig, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll; genug, seine Begriffe und Verstandeskräfte sind die eines Kindes von drei oder vier Jahren; auch sein Aeußeres ist das eines kranken fünfjährigen Knaben, bleich, abgemagert, mit tiefliegenden, erloschenen Augen. Gelernt hat er gar nichts; er kennt keinen Buchstaben, keine Ziffer, ja er kann nicht drei zusammenzählen. Der Graf hat es mehrere Male versucht, ihm einen Lehrer zu halten, aber das Kind ist jedes Mal nach der ersten, unbedeutenden Lection so gefährlich krank geworden, daß die Eltern es ganz aufgegeben haben, ihm etwas beizubringen, und es nun der Natur zu überlassen scheinen, was diese aus ihm bildet. Ein großer Theil des Kummers, der auf dem Gemüthe der Gräfin lastet, mag wohl von dem traurigen Zustande des Knaben herrühren. Ich fühle eine Zuneigung zu dem armen Kinde, wie ich sie noch nie zu einem solchen gehabt, und die jedenfalls ihren Grund in dem tiefen Mitleid

hat, welches mein Herz für den von der Natur so stiefmütterlich behandelten Max hegt; auch scheint er dies zu fühlen — denn zum Erkennen ist sein Verstand zu schwach — er attachirt sich gern an mich, und verweilt am liebsten in meiner Nähe. Seine Mutter und Schwestern behaupten sogar, er sei während meines Hierseins auffallend lebhafter geworden, was ich nicht beurtheilen kann. Er muß aber dann früher kaum gelebt haben, und in der That hat mir Theresia, die jüngste Gräfin, erst gestern erzählt, Max habe sonst drei bis vier Stunden, ja wohl länger auf einer Stelle gesessen oder gestanden, und regungslos vor sich hingestarrt, ohne ein Bedürfniß zu erkennen zu geben, oder einen Wunsch zu äußern; man habe ihn zu vielen Wochen lang füttern müssen, sonst habe er nichts genossen, nichts verlangt, und sei gewiß verhungert. Sprechen hat er erst im sechsten Jahre gelernt, aber sein Ideenkreis ist so beschränkt, und deshalb sein Wortreichthum so klein, daß seine Unterhaltung auch bis jetzt aus wenig mehr, als aus einzelnen Worten besteht. Jene Regungslosigkeit hat sich verloren, er verlangt Speise und Trank, und ißt am liebsten mit mir. Die Gräfin Mutter zeigt sich darüber zuweilen erfreut; das

Kind scheint ihr sehr am Herzen zu liegen. Der Graf bekümmert sich dagegen gar nicht um den Knaben; er redet, er sieht ihn nicht an, er schenkt ihm auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit, was mir oft wehe thut. Diese auffallende Gleichgültigkeit hat mancherlei Gedanken und Vermuthungen in mir aufgerufen." —

„Und welche? — Du schweigst! Kannst Du mir einen Gedanken Deiner Seele verbergen, Luise?"

„Ich fürchte, die Gräfin Mutter mit dem laut ausgesprochenen Worte zu beleidigen, und schon vor dem bloßen Gedanken bin ich erröthet, wie vor einer an ihr begangenen Schuld," versetzte Luise, den jungfräulichen Blick züchtig zu Boden gewendet.

„Ha, ich verstehe! Du fürchtest, der Graf möchte nicht der Vater des armen Knaben sein, und wenn die Gräfin, wie ich, trotz Deiner Zweifel, doch glaube, die Geliebte Deines Vaters war, so wäre ein solcher Verdacht durch seine vertraulichen Mittheilungen gewiß gerechtfertigt. Glaubst Du denn, daß die Gräfin ihren Gemahl liebt, oder jemals geliebt hat?"

„Ich zweifle daran, auch hat der Graf, außer

seiner Gutmüthigkeit, nichts Liebenswürdiges, und ich fürchte, er hat selbst in seinen jüngern Jahren nicht mehr gehabt. Die Schwermuth der Gräfin Mutter — so flüstert mir eine Ahnung zu — hängt aber gewiß mit der Blödsinnigkeit des Kindes und der Gleichgültigkeit des Grafen für dasselbe auf's Innigste zusammen."

„Ja', wir treten in neue Lebenskreise und stoßen auf vielfache Verwirrungen und Räthsel. So ist das Leben. Es hat den Samen von Millionen Arten von Gewächsen durch einander gemischt, und streut ihn mit blinder Hand aus auf Berg und Thal, Fels, Wiese, Garten und Feld, Stadt und Land. Niemand weiß, was da aufgehen wird. Es keimt, schießt empor, wirrt und wächst durch einander, eine Palme unter Kraut, eine Ceder unter Kohl. Das paßt hier nicht und dort nicht, und daraus entstehen die seltsamsten Schicksale. — Was ist denn zu den beiden jungen Gräfinnen?"

„Sie sind sehr schön, und sehen der Mutter ähnlich; man erkennt sie auf den ersten Blick für Schwestern, ja man ist geneigt, sie für Zwillingsschwestern zu halten, da die jüngste, Theresia, jetzt sechzehn Jahre alt, größer und üppiger gebaut ist,

als die zwei Jahre ältere Anastasia. Im Charakter sind sie dagegen ziemlich verschieden. Theresias stolze Schönheit hält, was sie verspricht; sie ist herrisch, gebieterisch, und stellt nicht nur die ältere Schwester, sondern sogar Vater und Mutter in Schach. Fast, scheint es mir, ist sie deshalb der Liebling des Vaters, weil sie ihm zu imponiren und ihren Willen gegen den seinigen durchzusetzen weiß. Sie liegen stets im Streit mit einander, der jedes Mal damit endigt, daß er sie hätscht und liebkost, und thut, was sie will. Und dieses stolze Mädchen hat, — sollte man's denken! — eine heimliche Liebschaft mit dem Heldenspieler, einem allerdings interessanten jungen Manne, Namens Ligatschnek, einem Böhmen. Ihre Schwester, der sie den Handel nicht hat verbergen können, hat mir es anvertraut. Außerdem wissen es die Kammermädchen, und zweifelsohne die ganze Dienerschaft, und viele, wenn nicht Alle, vom Theaterpersonal. Mich will es bedünken, als sei Theresia nnr so, was man sagt, verliebt in den schönen Böhmen, und unterhalte das vertrauliche Verhältniß mit ihm, weil ihr Herz beschäftigt sein will. Eines tiefern seelischen Gefühls, wie es meine ganze Seele für Dich, mein Karl, ausfüllt,

halte ich Theresien nicht für fähig. Sie hatte und hat noch ebenbürtige Anbeter, wie ihre Schwester, und die Eltern erwarten, daß die beiden Töchter den Einen und den Andern von ihren Hofmachern auszeichnen, aber keiner derselben wußte sich Theresien in so vortheilhaftem Lichte zu zeigen, wie Ligatschnek. Er war jedenfalls kühn, und das gefiel ihr. Kühnheit spricht sich in seinem ganzen Wesen aus. Und nun seine glänzenden Rollen, die ein Mädchenherz so leicht bestechen! — Mehr, als Theresia, hat sich mir Anastasia genähert, die munter, lebhaft, zuweilen witzig, und dabei äußerst gemüthlich ist. Von ihrem Vater hat sie den Sinn für Musik geerbt, und die Natur hat ihr dazu eine schöne Altstimme verliehen, mit der sie den Zuhörer bis zu Thränen rühren kann. Sie liebt ihren armen Bruder, während Theresia ihn aus dem Wege stößt, und rauh und unzart behandelt, was mir von ihrem Herzen nicht den besten Begriff giebt. Anastasia unterstützt Arme, besucht Kranke, beschenkt die Kinder der Bauern, und tritt nie ohne eine kleine Gabe und ein freundliches Gesicht in die Hütten der Unterthanen ihres Vaters — und sie macht oft die Runde, auf der ich sie zuletzt begleitet habe; Theresia giebt

wohl auch, aber nur wenn sie um eine Gabe angesprochen wird, und dann kalt und stolz. Um so mehr ist zu verwundern, daß sie einem Schauspieler Liebe schenkt, während Grafen und Freiherrn sich um sie bewerben."

„Vielleicht lockt sie nur der poetische Reiz eines heimlichen Verhältnisses, und gerade der Contrast gibt demselben ein für solchen Charakter pikantes Etwas, bemerkte Karl. „Ich erkläre mir eine solche Neigung leicht; in der Regel ist sie nicht von Dauer. Sobald der Reiz der Neuheit und der Heimlichkeit verschwunden, mit einem Worte, der poetische Duft verwischt ist, hört auch das Interesse und die Liebe auf, und hat sich meist schon einem andern Gegenstande zugewendet."

„O Karl! vor solch einer Liebe graust mir."

„Fürchtest Du, daß ich Dich so liebte?"

„Nein, nein? Ich vertraue Dir ja so fest, davon hast Du die vollgültigsten Beweise. Aber wenn es wäre, es führte auch rasch meinen Untergang, mein Verderben herbei. Ich bin, wie von meinem Dasein, überzeugt, daß ich ohne Deine Liebe nicht leben könnte."

„Und hat denn Anastasia ihr Herz frei bewahrt?" fragte Karl, um der Unterhaltung rasch über diesen Anhaltepunkt hinüber zu helfen.

„Mich will es bedünken, als sei ihr der junge Musikdirector oder Kapellmeister, wie er genannt wird, der oft mit ihr vierhändig spielt oder sie mit der Flöte, mit der Geige, mit der Klarinette begleitet, ihr Lieder und Tanzstücke componirt, nicht ganz gleichgültig. Er ist ein Norddeutscher und heißt Streulaub, ist ihr vom Charakter ziemlich ähnlich, nur noch etwas sentimental und träumerisch. Oft habe ich sein schönes seelenvolles Auge belauscht, wenn es schwärmerisch an ihren Zügen hing; auch sind mir die stillen Seufzer, diese Flügelschläge einer tiefbewegten Seele, nicht entgangen, die unwillkührlich beiden entschlüpften; aber zu einer Erklärung wird es schwerlich zwischen ihnen kommen; dazu hat Streulaub nicht Muth genug, und Anastasia kommt ihm nicht aufmunternd entgegen. Es wird eben eine stille Liebe bleiben, deren keusches Flämmchen sich von Sehnsucht und Thränen, Seufzern und Mondschein nährt, und die der Zauber der Musik rührend verklärt. Eine andre Liebe würde dem bleichen, kränklichen Kapellmeister auch gar nicht zusagen."

„Das wäre die gräfliche Familie und ihre nächsten Beziehungen. Was sind unter dem übrigen

Volke, namentlich unter dem Künstlervolke, für bemerkenswerthe Individuen?"

„Vor Allen ist ein Mann zu nennen, der gewissermassen noch zur Familie gehört, obgleich er kein Glied derselben ist. Dies ist der Geschäftsführer oder vielmehr das Factotum des Grafen in ökonomischer und finanzieller Beziehung, der Verwalter der gräflichen Güter, Kassirer und Rechnungsführer, Namens Garçon, der den Titel eines Directors führt. Der Graf hat nämlich eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Reingeschäftliche, ja man kann sagen, er hat vor Geldberechnungen, und was damit zusammenhängt, einen solchen Abscheu, daß er sich nicht einmal um die Gagen bekümmert. Die Besorgung des ganzen Etats, so wie aller und jeder Einnahmen und Ausgaben, selbst für den Haushalt, ist Herrn Director Garçon überlassen, und ich glaube dieser besitzt eine Generalvollmacht vom Grafen, sonst könnte er nicht so eigenmächtig und gebieterisch auftreten. Du siehst, daß Herr Garçon eigentlich die wichtigste Person hier ist. Und in der That spielt der Herr Director mit einer erstaunenswerthen Wahrheit den Grafen, während der Herr Graf mit gleicher Vollendung den Schauspieldirector spielt.

Daher muß jeder Fremde wechselseitig den Einen für den Andern halten. Herr Garçon ist ein kleiner, äußerst gewandter und lebendiger Mann, in den ersten funfziger Jahren stehend, mit stechend schwarzen Augen, die er der Falschheit selbst abgeborgt zu haben scheint, und einer feinen, spitzen Nase, die seinen stark ausgeprägten Spionirsinn richtig andeutet; denn in der That steckt er diese Nase in Alles, weiß alles, befiehlt alles und behandelt alle Menschen, den Grafen nicht ausgenommen, mit Willkühr, — wenn auch mit einer feinen, diplomatischen. Aus Königsberg in Ostpreußen gebürtig, und ein Sohn der dortigen französischen Kolonie, ist er halb Franzose, halb Deutscher, und das Künstlerpersonal, das ihn durchgehens haßt, obgleich ihm die Meisten schmeicheln, hat ihm deshalb den possirlichen Namen „Mauleselchen" gegeben, und behauptet, er habe alle Laster und Fehler der Franzosen und der Deutschen und keine ihrer Tugenden. Wie weit sie recht haben, vermag ich nicht zu beurtheilen, nur das weiß ich, daß ich unter allen Menschen diesem am wenigsten vertrauen würde, der doch das unbeschränkte Vertrauen des Grafen genießt. Er ist ebenfalls als Schauspieler hierhergekommen, aber ohne alles

Talent und schon über die Jahre hinaus, in denen noch ein Anstrich von Jugend von der Bühne herabbesticht, hat er sein Rollenfach, das der Intriguants, von der Bühne auf das Leben übergetragen, und hier mit dem größten Glück gespielt, was ihm dort mit dem kleinsten nicht hat gelingen wollen. Wie er das Vertrauen des Grafen erworben, hat mir Anastasia nicht sagen können, und einen andern Menschen habe ich nicht darüber fragen mögen. Die junge Comtesse beklagte sich übrigens bitter über die Gewalt dieses Mannes und die schlaue Consequenz, mit der er sie ausübt, so wie über die Abhängigkeit, in welcher alle Glieder der Familie von ihm stehen; aber sie beschwor mich, sie nicht zu verrathen, ein Beweis, wie sehr sich Alle vor diesem Mauleselchen fürchten. Ich müßte mich sehr irren, wenn dieses Verhältniß nicht eine Hauptursache des Kummers und Grams der Gräfin Mutter wäre. Sie schweigt und erträgt geduldig, vielleicht aus Gründen. Die Schauspieler rächen sich hinter Garçon's Rücken durch Bonmot's und giftige Witze an ihm. Er ist aber zu klug, um sich merken zu lassen, daß er es weiß, und wartet geduldig die Gelegenheit ab, um sie dafür empfindlich zu strafen."

„Man wird demnach wohl thun, sich mit Herrn Garçon auf guten Fuß zu setzen.“

„Ja, aber immer nur auf einen diplomatischen; denn Du würdest alle zu Feinden haben, wenn Du auf wirklich gutem Fuße mit ihm ständest. Er hat natürlich auch seine ergebenen Kreaturen unter dem geringern Personal, und unter den Hauptrollenfächern bezeichnet man einen liederlichen Bassisten, Namens Euler, hier „das Posthorn“ genannt, weil er den Ton und die Weise eines Posthorns mit dem Munde täuschend nachahmen kann, und eine Madame Uhlig, tragische Liebhaberin, die seine Geliebte ist, als solche. Ich möchte aber um keinen Preis, daß wir zu diesen gezählt würden. Es fehlt endlich auch nicht an Menschen, die auf beiden Achseln tragen, die dem Director auf jede Weise schmeicheln, und dann wieder bei den Uebrigen auf ihn schimpfen und sich über ihn lustig machen. Der Matador derselben ist der Komiker Jessen, im Leben einer der gefährlichsten Intriguanten, vor dem ich ganz besonders gewarnt worden bin. Er führt den Spitznamen „Zelleriezopf,“ weil er den Zellerieliqueur vorzüglich liebt, und sich nicht selten darin berauscht, — nach dem Kunstausdrucke der Leute hier: sich einen Zopf anschafft.

Auch von der Primadonna, Demoiselle Anna Bognar, einer Ungarin, einem schönen, stolzen Mädchen mit prächtiger Stimme, des Grafen ausgezeichnetster Schülerin, in die er ganz vernarrt ist, behauptet Anastasia dasselbe. Sie soll sich den Director so dressirt haben, daß dieser ganz nach ihrer Pfeife tanzt; dafür führt sie einen ununterbrochenen kleinen Krieg mit Madame Uhlig. Um die Letztere hat sich der größere Theil des weiblichen Personals gruppirt, weil sie die Karte, wie man sagt, vortrefflich schlägt; um die Bognar das männliche. Durch das Karteschlagen und Prophezeihen hat sich die Uhlich selbst die Gräfinnen gewonnen; denn abergläubisch sind sie Alle. Von drei Herren läßt die Bognar sich vorzüglich den Hof machen, ohne einen besonders zu begünstigen; diese sind der erste Tenorist, der Dich hierherbrachte, Lommler, ein ehemaliger, aus einem österreichischen Kloster entsprungener Mönch, der aus seinem frühern geistlichen Leben die Gewohnheit beibehalten hat, sich lateinischer Wörter und Floskeln zu bedienen, und weil er jeden Mann Carissime und jede Frau Carissima nennt, so hat er sich allgemein den Ehrennamen Carissime erworben, so daß ihn die Bauernjungen auf den Dörfern so nennen, mit denen er

sich nicht selten gemein zu machen pflegt, vorzüglich deshalb, weil er eine ganz seltsame Leidenschaft für Tauben hat, und solcher lieben Vögel eine Menge groß zieht. Der zweite Anbeter der Bognar ist der jugendliche Liebhaber, Willmann, „Puppenkopf" genannt, ein sehr bezeichnender Name, da er allerdings das weiß und roth angestrichene, regelmäßige, aber nichts sagende Gesicht eines Puppenkopfes hat, und sein Kopf eben so leer zu sein scheint, wie der einer Puppe. Als ich diesen Menschen zuerst sah, kam er mir äußerst bekannt vor, aber vergebens besann ich mich lange, wo ich ihn früher wohl gesehen. Endlich fiel mir bei, daß er das Original zu allen männlichen Modebildern in der Wiener Modezeitung ist, und ich ihn also viel hundertmal abgebildet gesehen habe. Der dritte der „Bognarren," wie sie Jessen, der Komiker, nennt, ist der Chordirector Soltau, ein nicht mehr jugendlicher Knabe, aber der galanteste aller Männer, die auf den Bretern etwas bedeuten. Ich glaube, er rasirt sich alle Stunden bei Tag und Nacht, wickelt sich Nachts die Locken, und brennt sie früh zum Ueberfluß, und mit den feinsten, weißesten Glaçeehandschuhen und nie schmuzig werdenden Manschetten ist er zur Welt gekommen. Man

könnte glauben, er schwitze die Odeurs und Parfums, so sehr duftet er stets danach. Gott weiß, was er für Lehrmeister gehabt hat; denn seine Manieren sind die zierlichen und feingeputzten eines französischen Abbé aus der Zeit der Regentschaft, oder es gibt Leute, die zu spät geboren werden, wie es solche gibt, die um ein Jahrhundert zu früh zur Welt kommen. Mir ist immer, als spielte er einen Marquis in einem französischen Lustspiel. Ich glaube die geistreiche Bognar hält ihn als Hofnarrn oder Affen, so wie sie sich Carissime als Schwätzer, und den Puppenkopf eben als Puppenkopf oder Haubenstock hält. —

Dies sind die Gruppen und Parteien der hiesigen Menschen; die andern weniger Bedeutenden nenne ich Dir nicht; Du wirst sie allmälig alle selber kennen lernen. Ich wollte Dir nur einen Ueberblick gewähren. Das intriguirt und hetzt, verleumdet und vergöttert sich unter einander, schlägt Karten und prophezeit, und ist in steter Bewegung, als wenn sie eine magnetische Strömung zu und gegeneinander triebe. Obgleich ich mich dieser Fluth und Gegenfluth ziemlich fern gehalten, so war ich ihr doch nahe genug, und wurde nicht so selten von ihr berührt, als daß sie meine Begeisterung

für die Kunst und deren Ausübung nicht merklich abgekühlt hätte."

„Laß Dich das nicht irren, mein liebes Herz," sagte Karl aufstehend. „Keine Rose ohne Dornen! Wir werden manche bittere und manche komische Erfahrung in der neuen Welt machen, die wir uns gewählt. Laß uns, wie Bienen, aus jeder Blume, selbst aus der Giftblume, Honig heimtragen in unsre stille Zelle, in die heilige Wohnung unsrer Liebe, in unsre Herzen, die wir vor jeder Entweihung durch intriguantes Komödiantenvolk zu bewahren wissen werden. — Doch jetzt führe mich zum Grafen!"

„Sogleich! Die Probe wird aus sein, und Du findest bei Tisch zugleich den Director Garçon." — Sie gingen.

In einem großen, hohen Zimmer, in welches Karl mit seiner Geliebten unangemeldet trat, wurde von der matten Beleuchtung einer Lampe ein wunderliches Chaos von Dingen zum Theil aus der Finsterniß in eine unheimliche Dämmerung gezogen, so daß man ihre Form und Bestimmung mehr errathen mußte, als wirklich sah. An den zahl-

reichen Haken der Wände hingen die heterogensten Garderobestücke, bunte Lappen und Fetzen, neben einer großen Menge Geigen, Baßgeigen und andern musikalischen Instrumenten. Auf Tischen und Stühlen und zum Theil auf dem Fußboden lagen Stöße von Notenheften, Büchern, allerlei Hausrath, der an jeden andern Ort hingehörte, nur nicht in das Zimmer des Grafen, Werkzeug der verschiedensten Handwerker und Gegenstände des feinsten Luxus und der Mode seltsam gruppirt und durcheinander. An den Fenstern der einen Seite hatten eine Hobelbank, eine Drehbank, eine Bank mit Schraubstöcken, Zangen, Feilen, Kloben u. dgl. Platz, so daß man abwechselnd in einer Drechsler-, Tischler- oder Schlosserwerkstatt zu sein hätte glauben können, wenn nicht Schminktöpfe, Pomadenbüchsen, Perrücken und Haargeflechte, goldne Ringe, Uhren und Etuis, die zwischen allerlei Holz-, Horn-, Perlenmutter- und Elfenbeinstücken, Eisenstäben, Platten und Streifen von verschiedenem Metall, wie gestreut lagen, jeden Glauben an ein hier getriebenes Handwerk von vorn herein zerstört hätten. Von einem Schreibtische an der andern Seite des Zimmers, auf welchem es nicht ordentlicher aussah, als auf den andern Tischen,

erhob sich ein langer, dürrer Mann mit vorwärts gebeugtem Kopfe und eingedrückter Brust, von hektischem Aussehen, in einem schlumpigen, schmierigen Kittel, der wahrscheinlich einst ein Rock gewesen war, nun aber von Oel und Schmuz aller Art gleichsam starrend, hie und da zerfetzt und knopflos, wenig Erinnerungen an vergangene bessere Zeiten bewahrt hatte. Ein schwarzseidenes, wie ein Strick zusammengerolltes Halstuch, war lässig um den dürren Hals geschlungen. Dagegen ein blüthenweißes Hemd vom feinsten Battist und eine stattliche Weste, unten weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, die blitzenden Edelsteinen zur Einfassung dienten. Ein stark markirtes, edel geformtes Gesicht, vorzüglich eine äußerst edle, schön gebogene Nase, hohe Stirn und tiefliegende kleine Augen. Unter einer alten, scheußlichen Kappe hingen graue Haare in einzelnen wirren Locken und Büscheln über die Stirn, Ohren und Nacken herab. Dieser Mann, der wie ein Sechziger aussah, und doch die Halbscheid der vierziger Jahre kaum zurückgelegt hatte, war Graf Eigl. Hastig ging er auf die Eintretenden los, reichte Karl die Hand, und sagte äußerst schnell, mit wohlklingender Stimme: „Willkommen! Willkommen! Gut, daß Sie endlich

da sind! Habe schon lang verteufelt auf Sie gewartet. Mir die Zeit lang gemacht. Carissime hat mir schon gesagt. Nun freilich zur geliebten Schäferin zuerst, dann zu mir. So ist's recht und in der Ordnung. Werden uns schon näher kennen lernen; habe viel Hoffnung auf Sie gebaut. Ein Mann, wie Sie, hat mir längst gefehlt. Na, werden schon sehen. Ihr Bräutchen, charmant, ein wahrer Schatz, ja, wahrlich, ein Engel, brauchen nicht zu erröthen; s'ist pure Wahrheit! Wie nennen Sie sich, Bester?

„Schenk.“

„Also Herr Schenk. Kannte in meiner Jugend auch einen Schenk, ein netter Kerl, ein Teufelskerl. — Aber Sie haben doch keins Ihrer Geburtsrechte aufgegeben? Bei Leibe nicht! Darüber wollen wir in meinen Gerichten ein besonderes Dokument aufsetzen lassen, von Zeugen unterschrieben, versteht sich. Auch für Ihr Bräutchen ist das gut, und für die kleine Nachkommenschaft. Nicht roth werden, Fräulein! Es ist Natur.“

„Ich möchte mich Ihrer Familie vorstellen lassen, Herr Graf,“ unterbrach Schenk den gewaltigen Redefluß.

„Kommen Sie! Die Tafel wird servirt sein.

Bis Sie Ihr eignes Hauswesen eingerichtet haben, sind Sie mein Gast. Diesen Abend bin ich zu Ihrer Disposition. Morgen haben wir Figaro. — Spielen Sie die Violine?"

„Ein wenig."

„Das ist köstlich! Ich werde Ihnen ein gutes Instrument zustellen, auf dem Sie schnelle Fortschritte machen müssen. Ich gebe Ihnen Unterricht. Ich baue selbst Geigen, aber mein Meisterstück hab' ich noch nicht gemacht. Doch ich mach' es noch; ich finde noch den rechten Ton. Das ist die Hoffnung meines Lebens. — Wofür haben Sie sich auf der Bühne entschieden? Haben Sie Stimme? Was singen Sie?"

„Am besten, mein' ich, wird sich meine Individualität für Bonvivants eignen: Ich singe zwar Baryton, aber —"

„Baryton?! Himmel, ich habe keinen Baryton! Sie müssen ein herrlicher Don Juan sein. Die Oper ist ihr Fach."

Die weitern Expectorationen des Grafen und Bedenklichkeiten Schenk's, der sich nur für das Schauspiel bestimmt hatte, wurden durch einen Diener unterbrochen, der zum Souper rief. Der Graf bot Luisen mit der feinsten Courtoisie, die

merkwürdig von seiner Hauptbedeckung und seinem Rocke abstach, den Arm und führte seine Gäste, unter einem Schwall heftig herausgeschütteter Reden über Oper und Schauspiel, in den Speisesaal. Die Familie war dort versammelt, nebst dem Director Garçon und Demoiselle Bognar, die der Graf dem neuen Mitglied der Künstlergesellschaft und dieses jenen vorstellte. Als sie eintraten, bemerkte Schenk, wie ein bleicher, abgezehrter Knabe mit einer wunderbar schönen Gesichtsbildung sich von einem kleinen Stuhle langsam erhob, und mit einem eigenthümlich unsichern, schläfrigen Gange, wie der eines Nachtwandlers, auf Luisen losschritt, seine Arme über ihren Hüften zusammenschlang, und das Gesicht schweigend zu dem ihrigen erhob. Sie beugte sich und hauchte ihm einen Kuß auf die hochgewölbte, elfenbeinweiße Stirn. In diesem Augenblick war es Schenk, als sehe er einen Lichtfunken in den Augen des Knaben zucken, und es that ihm weh, das Gesicht des Kleinen nicht länger beobachten zu können, da er vortreten mußte, um den Damen die schuldige Ehrerbietung zu beweisen. Die Gräfin Mutter war eine würdige, beruhigende Erscheinung. Die Flammen der Jugend waren zu einer stillen Glut zusammengesun-

ken, welche mild und klar die ganze Gestalt überleuchtete, und ihr eine reife Schönheit sicherte, deren Feinheit und Durchsichtigkeit den Mangel der Frische keineswegs bedauern ließen. Sie war eine reizende Frau von vierzig Jahren, und als Schenk, der tiefe Kenner und gerechte Würdiger weiblicher Schönheit, ihr und ihren beiden Töchtern gegenüber stand, und die drei Gestalten mit einem prüfenden, vergleichenden Blick überflog, war es ihm, als müsse er der Mutter den Preis zuerkennen. Ein schmerzlicher Zug um ihren Mund, die Verkörperung einer trüben, nie weichenden Erinnerung oder eines quälenden Gedankens ihrer Seele, gab diesem edeln Antlitz noch eine höhere Weihe. Denselben Zug trug auch Anastasia, die ältere Tochter; doch schien er dieser angeboren, und paßte ganz zu dem milden, träumerischen Gesicht, aus dem ein Paar Augen voll Güte und Sanftmuth strahlte. Sie war etwas kleiner und von zierlichern Formen, als ihre jüngere Schwester, die dieselben Züge, aber kühner, schärfer und ausgeprägter hatte. Ein feurig blitzendes Auge voll Uebermuth und Stolz, ein schöner, scharf geschnittener Mund voll Hohn, ja Verachtung, eine starke, weiblich tiefe Stimme voll Wohlklangs und leidenschaftlicher Nuancirung

waren Vorzüge an Theresia, die Schenk bald genug herausgefunden hatte. — Den kleinen Herrn Garçon, der ihm mit der geschmeidigsten, sich in grinsender Freundlichkeit überbietenden Höflichkeit entgegen kam, erkannte Schenk allsogleich für einen ausgefeimten Spitzbuben, und bemerkte, daß die kleinen Augen lauernde Blicke auf ihn schossen, wenn sie sich unbeobachtet glaubten. Der kleine, rührige Mensch war äußerst fein gekleidet, und beobachtete gegen die gräfliche Familie einen unterwürfigen Ton. Nichtsdestoweniger sah Schenk im Gesicht der Gräfin Mutter einen unverkennbaren, wenn auch nur leise darüber hingehauchten Widerwillen sich abspiegeln, wenn Garçon sprach, während zu derselben Zeit um Theresias Mund verachtende Züge spielten. Wenig Aufmerksamkeit schenkte Schenk anfangs der Sängerin, die durch dunkeln Teint, große, schwarze Augen, ein reiches Rabenhaar und einen nervigen, etwas untersetzten Körperbau die magyarische Abkunft dokumentirte; so bald sie aber an der Unterhaltung Theil nahm, was sie von vorn herein mit Absicht vermieden zu haben schien, um nachher desto glänzendere Effecte hervorzurufen, gewahrte der Menschenkenner einen reichen, gewandten Geist, der blitzende Gedanken, wie Leuchtkugeln, aufsteigen

ließ, und die auch oft, wie diese, in einen Sprühregen von Witzfunken zerplatzten. Unwillkührlich fühlte sich Schenk von ihr angezogen, und es war dem eiteln, jungen Manne nicht unangenehm, sie auf Blicken zu überraschen, die ein unverkennbares Wohlgefallen an ihm verriethen. Diese Wahrnehmung gab seiner Unterhaltung noch mehr Elasticität, während das Bewußtsein, daß Jedermann am Tische wisse, daß er der Familie ebenbürtig sei, ihm von vorn herein jene Sicherheit und Leichtigkeit verlieh, die die zierlichsten und festesten Enterhaken des gesellschaftlichen Lebens sind. Seine persönliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Bühnengrößen der Gegenwart, die pikanten Anekdoten aus dem Künstler- und Privatleben derselben würzten seine leicht gegebenen Mittheilungen mit einem Reiz, der ihm hier die ungetheilteste Theilnahme gewann, wie er ihm schon früher, und zuletzt in Troppau und auf dem Schlößchen des Majors von Birkendorf, die Herzen gewonnen hatte. Der schlaue Weltmann war auch hier seines Sieges gewiß, und sah mit innerm Vergnügen die Erfolge voraus, welche sein Auftreten in diesem, ihm neuen Kreise haben mußte.

Die Gräfin Mutter hatte gesagt, daß viel Be-

geisterung für die dramatische Kunst dazu gehöre, um Vortheile des Standes und der Geburt aufzugeben, die nicht nur zu reichen und glänzenden Lebensverhältnissen berechtigten, sondern sie sogar gewährt hätten; und Theresia warf die Frage auf: „Worin mag der Zauber der Schauspielkunst liegen, daß sie verlockender ist, als alle andern Künste?"

Schenk versetzte: „Die gewöhnliche und schnell fertige Antwort auf diese Frage ist: der Glanz der Lampen, der Schimmer und Flitter auf der Breterwelt, die Sucht zu gefallen, und das Vergnügen, sich einem großen Publikum in der vortheilhaftesten Gestalt zu zeigen. Allein dies sind lauter äußere Gründe, die, genauer besehen, nicht Stich halten, und nichts erklären. Ich habe Schauspieler gekannt, denen der Glanz der Bühne mehr als gleichgültig war, die das gewöhnliche Schauspielerleben verachteten, die selten oder nie Beifall fanden, und tausend böse Erfahrungen vor und hinter den Coulissen gemacht hatten, und dennoch lieber gestorben wären, als daß sie die Breter der Kunst mit dem Boden einer andern Wirksamkeit vertauscht hätten. Was verlockte denn diese, und hielt sie so fest da oben gebannt? Und dann,

wenn es die Sucht zu gefallen und das Vergnügen, sich in der vortheilhaftesten Gestalt zu zeigen, allein wären, so würde wahrlich Keiner als Bösewicht und Intriguant etwas Ausgezeichnetes leisten; denn die Repräsentanten dieses Rollenfachs können sich nicht angenehm machen, und gefallen der großen Masse des Publikums sehr schlecht; vom Kunstkenner und Kritiker müssen aber gerade sie sich am schärfsten beurtheilen, am schonungslosesten tadeln lassen. Und doch sind namentlich diese Schauspieler mit den stärksten Liebesbanden an das Theater gebunden."

„Sie haben Recht!" rief der Graf. „Es ist eben ein für die Bühne angeborner Instinkt, dem Keiner widerstehen kann, der ihn hat, und wenn's ihm noch schlechter erginge. Zu den Künsten müssen Menschen geboren werden, und weil zur Ausübung keiner Kunst weiter mehr Leute erforderlich sind, als zur Schauspielkunst, so hat die schaffende Natur wohlweislich dafür gesorgt. Das ist's!"

„Nicht so ganz!" meinte Schenk. „Ihre Erklärung könnte nur auf das hervorstechende Talent Anwendung finden, in welchem die Natur einem Individuum eine Beglaubigung innerer Nothwendigkeit ausstellte, daß es durchaus auf die Bühne

müsse. Aber die wenigsten Schauspieler haben ein hervorstechendes Talent und eine innere Befähigung für die Bühne, und doch sind fast alle, selbst die Talentlosesten und Unfähigsten, dieser Kunst mit gleicher Leidenschaft ergeben."

„Auch dies ist wahr, und durch die Erfahrung genugsam bestätigt," sagte der Graf. „Bürgerliche Ehre und Reichthümer sind auf der Bühne auch nicht zu erwerben," fuhr Schenk fort; „denn noch bis zu dieser Stunde steht im Gehirn der meisten Menschen der Schauspieler mit dem Seiltänzer und Freiknecht auf einer Stufe der Achtung, und die alten Schauspieler wohnen meist nur in Wirths- und Armenhäusern; ja wenn sie endlich des Lebens Mühsal und Elend überwunden haben, verweigert ihnen wohl gar noch der Fanatismus ein ehrliches Begräbniß in geweihter Erde. Fürwahr, dies Alles sind eben keine Lockungen für den angehenden Kunstjünger. Was nun fesselt sie an die Bühne?"

„Die Lüderlichkeit, die Intrigue, die Medisance," lachte die Sängerin. „Dies von Klatschereien, Hetzereien, Ränken und Liebschaften bunt bewegte Leben hat einen unwiderstehlichen Reiz, der jede leichtsinnige Seele mit Polypenarmen fest-

hält. Wäre die erste und unerläßliche Bedingung zum Schauspielerstande strenge, catonische und platonische Tugend nach jeder Richtung hin, unsre Bühnen würden bald genug entvölkert sein."

Während die Andern lachten, sagte Garçon zur Bognar: „Sie aber würden der Kunst treu bleiben."

„Sie haben, mein' ich, mit Ihrem Scherze beinahe das Rechte getroffen," erwiederte Schenk. „Es ist wahr, was Sie sagen, aber das Räthsel wird dadurch nur zur Hälfte erklärt. Das dem Menschen eigenthümliche Bedürfniß nach geistiger Aufregung kann in keinem Stande mehr und ungenirter befriedigt werden, als auf der Bühne; aber es wird hier auch durch diese ungehemmte Befriedigung eine Art Heißhunger erzeugt, der einen edeln Trieb des Menschen in das Gemeine herabzieht. Die zweite Hälft des Räthsels möchte wohl in dem jedem Menschen innewohnenden Drange, sich als etwas Anderes zu zeigen, als er ist, zu suchen sein. Nur im Naturzustande giebt sich der Mensch ganz ungezwungen; aber schon die Kinder stellen gern etwas Anderes vor. Mit diesem Triebe hängt der Nachahmungstrieb zusammen, und ist gleichsam sein Kind. Ebenso

das erwähnte Bedürfniß nach Aufregung. Und das sind die drei Ketten, welche den Schauspieler an die Bühne fesseln."

Der Director Garçon meinte: es gäbe noch eine vierte, und die sei seiner Meinung nach die stärkste, nämlich das Geld. Geniale Menschen, die meist in einem andern Stande verdorben, auf's faule Pferd gekommen und lüderlich geworden seien, könnten mit nichts in der Welt schneller und leichter Geld verdienen, dessen ihr Hang zu Ausschweifungen stets benöthigt sei, als mit der Wirksamkeit auf der Bühne; auch werde ihnen in keinem Stande weiter mehr durch die Finger gesehen, wenn sie Schulden machten und nicht bezahlten.

„Ja," fügte die Bognar hinzu, „und weil man sich in keinem Stande weiter ohne den Priester verheirathen und sich scheiden und wieder verheirathen kann, ohne die Pfaffheit zu incommodiren. — Wie viel Frauen haben Sie schon gehabt, Herr Director?"

„Ich war nie verheirathet, auch nicht in der von Ihnen angedeuteten Weise," versetzte der Angeredete, während der Graf sich vor Lachen ausschütten wollte.

„Nein, den Herrn Director hat nur der leichte

Gelderwerb an die Bühne gefesselt, da er der ausübenden Kunst selbst Valet gesagt," warf die Gräfin bedeutungsvoll hin.

„Auch Sie belieben zu scherzen, gnädige Gräfin," versetzte Garçon mit gezwungenem Lächeln. „Mich hielt nur die Liebe zur Sache."

„Zu den Sachen, wollten Sie sagen!" rief die Sängerin, „und darunter wird Alles verstanden, was im neunten und zehnten Gebot als nicht zu begehren aufgeführt ist."

Die Primadonna fuhr fort, den Director zu schrauben, der sich indeß fein genug dabei benahm. Die Gräfin und deren jüngere Tochter standen ihr bei, und führten manchen verblümten Hieb auf den Geschäftsführer, den er mit ausgesuchter Höflichkeit zu pariren suchte. Der Graf stellte sich auf seine Seite, und vertheidigte ihn, bis der Streit einem harmlosen Geplauder Platz machte.

Nach aufgehobener Tafel wurden Schenk einige luxuriös ausgestattete Zimmer angewiesen, und der Graf bemerkte ihm, daß er sie für immer als seine Wohnung betrachten möge. —

Am andern Morgen holte ihn der Graf selbst ab, um ihn in die Probe zu führen, und dem Theaterpersonal vorzustellen.

„Freund," sagte er unterwegs vertraulich zu Schenk, „ich habe längst gewünscht, einen einsichtsvollen Mann von adliger Abkunft und unbescholtener Ehre an der Seite zu haben. Mit der Ehre ist es bei diesem Comödiantenvolke nicht weit her, und der Garçon ist so recht ein Comödiant. Aber wir müssen äußerst vorsichtig mit ihm umgehen; verstehen Sie mich? Er darf nichts merken, und der Kerl ist schlau und pfiffig, wie ein Thorschreiber. Darum ganz leise, Schritt vor Schritt, und das Terrain wohl erforscht, bis wir ihn einkreisen können. Er ist übrigens ein tüchtiger, brauchbarer Mann, und ich bin ihm sehr gewogen. Nur Controle!"

Schenk vermochte in der That nicht zu verstehen, was der Graf von ihm wollte, und nur aus einzelnen Worten desselben ahnete er, daß ihn Eigl zu etwas ganz Anderem zu verwenden die Absicht hegen dürfte, als um was er selbst hierher gekommen war. Er sollte übrigens nicht lange darüber im Unklaren bleiben. Als ihm nämlich die sämmtlichen Theatermitglieder vom Grafen vorgestellt worden waren (wobei derselbe recht auffallend hatte merken lassen, daß Schenk ihm ebenbürtig sei, und von vorn herein über den

Andern stehe) und die Probe begonnen hatte, trat derjenige Schauspieler, welcher ihm als der Komiker Jessen bezeichnet worden war, ein langer, magerer Mann, mit einem spitzigen Gesicht, zu Schenk, der sich zwischen ein Paar Coulissen gestellt hatte, und knüpfte mit auffallender Devotion ein Gespräch an, in welchem er Schenk einige Mal „gnädiger Herr" und „Herr Baron" titulirte.

„Wie kommen Sie dazu, mich so zu nennen? Selbst wenn ich von Adel wäre, will ich doch, wie Sie gehört haben, hier nicht dafür gelten."

„Ich bitte um Erlaubniß, bemerken zu dürfen," entgegnete der Komiker mit grinsendem Lächeln, „daß es für Ihre Stellung unter uns weit vortheilhafter und zweckdienlicher sein würde, wenn Sie mit Ihrem wahren Namen und Stand gleich hervorträten. Es macht gleich mehr Respect, und giebt Ihren Befehlen die nöthige Folie."

„Sie sprechen von meiner Stellung, von Respect und Befehlen," sagte Schenk ärgerlich, „und ich weiß nicht, was Sie damit wollen. Meine Stellung hier wird ganz der Ihrigen gleich sein. Ich bin Schauspieler; nichts weiter, habe also keine Befehle zu geben, und keinen Respect zu verlangen."

„Es beliebt Ihnen nicht, mir Ihr Vertrauen zu schenken,“ redete Jessen weiter, „und ich habe ja auch keine Ansprüche darauf. Doch dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich mich Ihrer Gunst zu empfehlen und würdig zu machen suche. Sie werden in mir, in und außer dem Dienste, eine treu ergebene Seele kennen lernen, die nur auf den Vortheil unsres gnädigsten Grafen bedacht ist, und sich aufrichtig freut, daß dem betrügerischen Schufte das einträgliche Handwerk gelegt wird.“

„Jetzt muß ich Sie wirklich um eine deutliche Erklärung bitten.“

„Nun denn,“ flüsterte der Schauspieler mit lauerndem Auge auf Schenk, „es ist meinem Scharfsinne nicht entgangen, daß Sie, Herr Baron, zum Intendanten unsres Theaters bestimmt sind, und unser wohlgenährtes Mauleselchen den Laufpaß erhalten wird. Ich hoffe aber, Sie werden ihm erst das überflüssige Gepäck abnehmen, damit er nicht allzuschwer zu tragen hat.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, Herr Jessen, daß Sie in einem großen Irrthume begriffen sind. Die Zeit wird Sie darüber aufklären.“ Damit ließ er den Zudringlichen stehen, und wandte sich zu Ligatschneck, der, in Gedanken vertieft, an

einer Couliſſe lehnte. Schenk hatte ſich überzeugt, daß der Heldenſpieler der ſchönſte Mann unter der ganzen Geſellſchaft war, und fühlte ſich geneigt, wenn derſelbe geiſtig ein eben ſo würdiger Repräſentant ſeines Rollenfachs ſei, wie körperlich, der ſtolzen Gräfin Thereſia die Leidenſchaft für ihn zu verzeihen. Schon bei der Vorſtellung glaubte Schenk bemerkt zu haben, daß Ligatſchnek ihm eher ausweichen, als entgegenkommen werde; um ſo mehr trieb es ihn jetzt, den ſchönen Jüngling aufzuſuchen, und mit ſeiner Schmelzkunſt flüſſig zu machen.

„Haben Sie Ihre theatraliſche Laufbahn hier begonnen?“ fragte er den Gegenſtand ſeiner Neugierde mit geſchmeidiger Freundlichkeit.

„In Prag betrat ich die Bühne zuerſt vor drei Jahren,“ verſetzte der Böhme ziemlich rauh. „Ich ſtudirte dort die Rechte, aber ich ſah bald ein, daß das Rechtsſtudium nicht mein rechtes Studium war.“

„Und Sie fanden das Rechte auf dieſen Brettern?“

„Ich glaube es wenigſtens gefunden zu haben. Ob mein Glaube nicht Wahn? — darüber habe ich kein Urtheil.“

„Dies ist eine Bescheidenheit, die man wenig in unserm Stande findet. Man hat mir gesagt, Sie hätten schon einige Male ein sehr vortheilhaftes Engagement an bedeutenden Bühnen zurückgewiesen. So sehr ich mich auch im Interesse des Grafen über diese treue Anhänglichkeit freuen kann, so weh thut sie mir in Ihrem und der Welt Interesse. Dem wahren Talent gibt nur ein großes, gebildetes Publikum die letzte und höchste Weihe der Kunst. Es ist dem künstlerischen Bewußtsein durchaus nicht gleichgültig, wie man wohl hat behaupten wollen, ob es in den eignen vier Wänden seine Ideen zur Gestaltung bringt, oder vor Tausenden von Zuschauern. Der Künstler will verstanden und begriffen sein, und nicht nur von zehn und zwanzig Menschen, sondern von Tausenden!"

„Ich weiß es wohl!" sagte der Schauspieler mit Heftigkeit, und Schenk wurde von einem düstern, unheimlichen Feuer in den Augen desselben unangenehm überrascht. Und mit einem halb unterdrückten Seufzer setzte er hinzu: „Aber ich kann nicht anders. Ich bin für die Kunst verloren!"

„Das ist ein verzweifelter Gedanke, der nur in einem schwer gedrückten Gemüth entstehen kann, und jedenfalls unwahr ist. — Verzweifeln Sie nicht, we-

der an Ihrem Talente, noch am Leben überhaupt! Flüchten Sie sich ganz in die Arme der Kunst! Ich denke mir, wenn man sie nur recht inbrünstig umarmt und nicht von ihr läßt, bis sie Blut und Leben gewinnt und unsre glühenden Küsse erwiedert, so entschädigt sie für alle Verluste und Entbehrungen."

„Mein werther Herr", nahm der Heldenspieler mit entschiedener Bitterkeit das Wort, „es kann Keiner vom Andern und für den Andern reden, weil eben Keiner in des Andern Haut steckt, und auch nicht hineinfahren kann. Und schöne Gemeinplätze, die Jeder billig kaufen kann, passen wohl in Bausch und Bogen, aber nicht auf den concreten Fall. Darum „Jeder weiß am Besten, wo der Schuh ihn drückt.""

Von dieser Unfreundlichkeit unangenehm berührt, war Schenk froh, als Lommler zu ihm trat, und ihn in seiner krähenden Weise anredete: „Carissime, unsre trefflichste Primadonna ist im hohen Grade pikirt, daß Sie noch nicht gekommen sind, ihr die Hand zu küssen. Kommen Sie schnell, ihren unverzeihlichen Fehler wieder gut zu machen!" Und als sie den dunkeln Platz hinter den Prospecten durchschritten, flüsterte der Tenorist: „Lassen sie den

unglücklichen Helden seine dunkle Straße wandeln; den haben ein Paar Küsse eines Mundes, der doch gewissermaßen nicht für ihn so schön geschaffen ist, verrückt gemacht, und ich fürchte sehr, es wird ihm nicht zu helfen sein. Die Krankheit wird mit der Zeit schlimmer werden, und die Geschichte, mein' ich, nimmt kein gutes Ende. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb ist, mischen Sie sich nicht in die bedenklichen Angelegenheiten dieses Menschen!"

„Es scheint, sein Verhältniß mit der jungen Gräfin ist ziemlich bekannt", bemerkte Schenk etwas betroffen."

„Das wissen die Bauernjungen, nur der Graf nicht. Ob die Gräfin Mutter unterrichtet ist, weiß ich nicht, möchte es aber fast glauben. Aber sie hat wohl ihre Gründe zu schweigen. 'S ist überhaupt eine wunderliche Wirthschaft hier, Carissime. Ich sehe mirs mit an, und mische nicht mehr hinein, als mir eben dienlich scheint. Solch eine Liebschaft ist ja ein wahrer Laurentiusfrost. Auf der einen Seite brennen diese Menschen, auf der andern sind sie erfroren. Da lob' ich mir mein Harem, in welchem ich meine glücklichsten Stunden zubringe. Sechszehn holde Schönen, jugendlich, schlank, zierlich, eitel, glutaugig, kurz — kostbare Dinger, bewerben sich um

meine Gunst, und ich bin so in alle verliebt, daß ich kaum Einer einen Vorzug zu geben wage. Da ist kein Aerger, keine Eifersucht, keine Klatscherei! Sie beißen sich zwar manchmal unter einander, aber das macht mir nur Vergnügen, und als Herr und Gebieter kann ich sehr schnell Ruhe herstellen."

Schenk machte große Augen. „Wie ist denn das? Sie haben ein Harem —?"

„Ja, von wunderschönen — Tauben, Carissime. Das ist meine Liebhaberei, und der Graf hat die Gnade gehabt, mir einen schönen, geräumigen Taubenschlag herstellen zu lassen, in welchem ich meine Musestunden zubringe. Wollen Sie mich darin beehren, so werden Sie mir sehr willkommen sein. Ich habe zwei Paar prächtige Lachtauben. O! — von diesen können Sie lernen, wie man die ganze Welt verlachen muß. Ringeltauben von der schönsten Musterung und — und" — hier hielt er Schenk beim Arme fest; denn sie standen vor der Thüre des Garderobenzimmers, und flüsterte mit geheimnißvoll wichtiger Miene: „Ich habe einen großen Plan; aber ich muß Ihrer Verschwiegenheit gewiß sein, Carissime! Niemand weiter kann und will ich mich anvertrauen, als Ihnen. Sie können mir zur Aus-

führung vielfach behülflich sein. Aber Ihre Hand auf Verschwiegenheit!"

Schenk reichte die Hand, und sah den exaltirten Tenoristen mit Spannung an. Dieser fuhr fort: „Sehen Sie, Carissime, ich habe mir mit schwerem Gelde ein Paar ächte Brieftauben aus Konstantinopel verschafft. Die junge Brut davon richt' ich im nächsten Frühjahre gleich zum Postdienst ab, nur weiß ich noch nicht wohin, und dann werde ich sie dem Kaiser der Franzosen überlassen, der mich gewiß kaiserlich für ein so wichtiges Institut belohnen wird."

„Ohne Zweifel!" versetzte Schenk leise lächelnd; „Sie können ein zweiter Fürst Thurn und Taxis werden, Generalerbposthalter der Taubenpost des französischen Reichs. Aber was soll ich Ihnen dabei nützen? Ich verstehe mich nicht auf die Tauben und ihre Abrichtung."

„Sie können mir einen Ort ausmachen, von wo ich meine Posttauben fliegen lasse, bis sie Uebung haben."

„Nun dazu kann ja Rath werden."

Sie traten in das nette Garderobezimmer der Sängerin, welche in ungenirter Stellung auf dem

Sopha lag. „Ah, mio caro"! rief Sie, „gut, daß Sie kommen! Ich habe mich nach Ihnen gesehnt, denn ich muß mit Ihnen plaudern, und zwar unter vier Augen. Deshalb, carissime Lommler, geb' ich Ihnen Erlaubniß, sich zu entfernen."

„Sie sind boshaft heute, Carissima! Warum soll ich nicht an der Unterhaltung Theil nehmen?"

„Ich bitte Sie, Freund, füttern Sie jetzt Ihre Tauben; diesen sind Sie nöthiger, als mir. Und horchen Sie mir nicht etwa an der Thüre! Ich werfe sie Ihnen sonst auf die Nase. Adio!"

Der Tenorist ging mit einem gutmüthigen Lächeln und einigen, nicht schlimm gemeinten, Flüchen auf den Lippen, und die Sängerin verriegelte hinter ihm die Thüre.

„Sonst ist in zwei Minuten ein andrer Narr hier", wandte sie sich mit gräziösem Lächeln zu Schenk, der von der starken Glut ihrer Augen nicht unberührt blieb. Sie nahm wieder neben ihm auf dem Sopha Platz, und fuhr im leichtesten Tone fort: „Pah, ich bin froh, daß endlich ein Mal ein vernünftiger Mensch, ein Mann von Geist und Welt, hierher gekommen ist, und ich will mir durch diesen Verrückten den Genuß nicht verbittern lassen, oft und viel mit Ihnen zu plaudern. Ich war schon

in Gefahr, selbst überzuschnappen; denn wenn man täglich und stündlich unter Narren lebt, und nur mit Narren verkehrt, wird man selbst ein solcher, wie die Erfahrung lehrt."

„Sie sind ein Schelm, ein Spottvogel!" rief Schenk, von der guten Laune der Sängerin angesteckt. „Ich glaube, Sie sind es, Sie selbst, die die Männer erst zu Narren macht und sie dann verhöhnt. Und Sie werden mir so gut, wie den Andern, die Schellenkappe überwerfen, um dann recht vernehmlich damit zu läuten."

„Nein, nein! Sie thun mir Unrecht, und ich will's Ihnen beweisen. Der eben hinausging, ist ein Taubennarr. Kann ich ihn dazu gemacht haben? — Er erzählt mir, wenn ich ihm nur zuhören will, stundenlang, von der gesprenkelten Liese und der silberblauen Käthe, und macht mich mit allen Charaktereigenthümlichkeiten und dem Haushalte seines Viehs aufs umständlichste bekannt, so daß er mir den unwiderleglichen Beweis seiner Verrücktheit liefert. Wenn ich die Thüre nicht verriegelt hätte, würde wahrscheinlich Herr Soltau schon wieder hier sein; denn ich habe ihn vorhin schon fortgeschickt, oder Herr Willmann, der wegen der Probe noch nicht hier war. Sie müssen nämlich wissen, daß

diese drei meine liebsten Spielpuppen sind, wahre Mignons von mir, Kapitalstücke, und daß sie deshalb mit vollem Rechte die Bognarren genannt werden. Ich glaube, ich selbst habe ihnen diesen passenden Namen zuerst beigelegt. So heißen sie aber nur in Bezug auf mich, und weil sie sich von mir zum Narren haben lassen. Außerdem sind sie ungeheuere Narren Jeder für sich, und Jeder auf seine besondere Weise. Den Lommler haben wir schon durchgegangen. Der Soltau ist ein Modenarr. Dieses alte, dumme Thier läßt sich jede Woche ein neues Modejournal von Paris kommen, und bezahlt unserm Theaterschneider einen Gesellen, den er ebenfalls von Paris verschrieben hat. Hüte, Schuhe, Stiefeln, Handschuhe u. dgl. läßt er von Wien kommen, und der Friseur hat täglich Stunden lang mit ihm zu thun. Er reist alle Monate nach Wien, um sich die Zähne von einem Zahnarzte putzen zu lassen. Ich glaube aber, es sind lauter falsche Zähne, die der Zahnarzt in Ordnung zu erhalten hat. Dieser Mensch — — Mensch? Pfui! Ich nannte ihn vorhin Thier, und das war bezeichnender; denn ich sehe nicht ein, was er menschlich charakteristisches an sich hätte. Also dieses Thier lebt wie folgt. Es schläft früh bis 9 Uhr, frühstückt,

rasirt, wäscht sich und legt das Morgennegligée an, in welchem er sich in die Probe verfügt, und mir die Aufwartung macht. Nachher rupft es sich die grauen Haare aus und färbt die andern, legt ein frisches Haartourchen auf den kahlen Scheitel, badet sich, macht Nachmittagstoilette und beschaut sich dann eine Stunde lang in drei Spiegeln, die er so gegen einander gestellt hat, daß er sich zu gleicher Zeit von vorn und hinten und von beiden Seiten betrachten kann. Dann geht er zu Tische, hält eine Stunde Siesta, rasirt sich, macht Toilette, beschaut sich wieder eine Stunde im Spiegel, kommt dann zu mir, um mir die Zeit zu vertreiben, oder macht, wenn ich ihn nicht will, einen Spaziergang. Heimgekehrt pomadisirt und übergießt er sich zum dritten Male mit huiles und odeurs, mit eaux und Essenzen, zieht neue Handschuhe an und geht ins Theater. Nach demselben speist er, spielt eine Partie l'Hombre, trinkt seinen Wein und übergibt sein sorgloses, duftendes Haupt den Liebkosungen des Schlummergottes. — Ich sehe die Frage auf ihren Lippen knospen: „was ich denn mit diesem verrückten Kerl zu schaffen habe?" Ei nun, ich belustige mich mit seiner Narrheit, ich führe seine Eitelkeit am Narrenseile herum, und dann ist er sehr musikalisch,

und mir deshalb beim Einstudiren der neuen Partien von großem Nutzen.

Der Dritte, Willmann, ist nur ein Närrchen. Er ist in sein Puppengesicht verliebt, und glaubt im Ernst, sein jugendlich blonder Backenbart sei von bewundernswerther Schönheit und gewissermaßen das Ideal aller Bärte. Ich habe daher nichts zu thun, als seinen Bart zu loben, um ihn zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Sein Bedienter hat mir verrathen, daß dieser ausgezeichnete Bartzüchter Nachts im Bette steif auf dem Rücken liegt, und den Kopf weder nach Rechts noch nach Links zu drehen wagt, um dem Backenbarte nicht zu schaden, und sich dadurch anderweitigen merklichen Schaden zufügt. Dieser gute Junge ist ein Wiener, und ich halte mir ihn deshalb, damit er mir nicht allein alle hiesigen, sondern auch alle Wiener Neuigkeiten, die er sich wöchentlich schreiben lassen muß, zuträgt. Gott, wie oft wäre ich schon an Langeweile gestorben, wenn ich ihn nicht gehabt hätte! — Wollen Sie, daß ich Ihnen die andern Narren schildere? Kurz, nicht wahr! Sie sind nicht werth, daß man sich lange mit ihnen aufhält. Der größte Narr von allen ist, wie billig, der Herr Graf selbst. Jeder Zoll ein Narr, und jeder Zoll ein andrer Narr! Unter die-

sen Paar Dutzend Narren, die der Herr Graf in höchst eigner Person vereinigt, sind der Theaternarr und der Geigennarr die vorzüglichsten. Wer ein ungeheueres Vermögen daran setzt, um sich Jahr aus Jahr ein mit einer Handvoll Komödianten herumzuärgern, die ihm davon laufen, wenn sie etwas von ihm gelernt haben, ist für das Tollhaus reif. Der Ligatschnek ist ein Narr aus Liebe zur Gräfin Theresia, und er hat ganz recht, wenn er sie in Verdacht hat, daß sie ihn nur liebt pour passer les temps; aber daß er deshalb verrückt wird darin hat er Unrecht. Geben Sie Acht, der Mensch schießt sich eine Kugel durch den Kopf und die leichtsinnige Gräfin hat ihn auf dem Gewissen. Der Garçon ist ein Hundenarr und ein Spitzbube zugleich. Er hat zwei Hunde, die sind ihm lieber als die übrige Welt, das Geld ausgenommen. Aber es ist nur zu verwundern, daß der Mensch außer dem Gelde noch etwas liebt. Die gute Ulich bildet sich zwar ein, sie sei seine Geliebte, wenn ich aber nur dies schöne, edle Wort nicht so abscheulich mißbrauchen hören müßte. Dieser und eine Geliebte! Pfui! Die Hunde gehen ihm hundert Mal über die Uhlich. Die liebe und gute Frau, unsre hiesige Pythia, müssen Sie wissen, Verehrtester, schlägt al-

len Leuten die Karte, vom Grafen an bis zum Küchenjungen herab, orakelt und prophezeit, daß es eine Lust ist, und weiß doch nicht, wie ihr Herzallerliebster eigentlich gegen sie gesinnt ist. Da ich auf diese interessante Frau zu sprechen komme, so muß ich Ihnen sagen, obgleich sie nichtsweniger als meine Freundin ist, daß sie durch ihre Herengabe das einzige poetische Princip hier repräsentirt. In der That, sie müssen sich bald die Karte von ihr legen lassen; das ist gar zu interessant. Sie ist eine wahre Meisterin albernes Zeug zu schwatzen. — Doch weiter! — Der Kapellmeister ist ein sentimentaler Narr. Er greint den Mond an, und schaut, wie der Ritter Toggenburg, halbe und ganze Nächte nach dem Fenster des Schlafgemachs der Gräfin Anastasia, und ich glaube, man wird ihn nächstens auch so todt finden, wie jenen trefflichen Ritter. — Doch ich langweile Sie; ich sehe es an ihren Kinnbacken, die einem gewissen Krampfe nicht mehr zu widerstehen vermögen. Gähnen Sie nur, mein Freund, und dann wollen wir von einem sehr gescheidten und interessanten Gegenstande reden, nämlich von Ihnen."

„Von mir?" rief Schenk geschmeichelt.

„Nun ja. Man hat lang genug auf sie gehofft,

und Jedermann weiß, daß sie Theaterintendant hier werden; die Uhlich hat's sogar aus der Karte gewahrsagt. Deshalb hat der Garçon so gräuliche Manschetten vor Ihnen. Wir wissen eben so gut, daß sie ein adliger Herr sind, tüchtige praktische Kenntnisse im Theaterwesen mitbringen u. s. w. Ich hoffe, Sie werden Ihre Huld und Gnade mir nicht versagen."

„Gewiß nicht; denn ich bettle um die Ihrige, und wenn ich auch nicht Intendant werde. Denn in Wahrheit, ich weiß kein Wort davon."

Sie schmollte, daß er ihr nicht vertrauen wollte, und er küßte ihr betheuernd die Hand, bis sie überzeugt sagte: „Nun es kann doch werden, und wenn nicht, so weiß ich doch nun einen vernünftigen und geistreichen Mann hier, zu dem ich mich flüchten darf, wenn mich die Narren zur Verzweiflung zu bringen drohen."

Schenk ging, und der Graf führte ihn in den Park, aus welchem der Sturmwind der letzten Nacht die erste leichte Schneehülle wieder weggefegt hatte.

„Ihre Braut hat mir verrathen, daß Sie ein höchst glückliches Talent in Arrangements besitzen, und dasselbe schon praktisch trefflich bethätigt haben", sagte Graf Eigl einleitend. „Wie wär's, wenn

Sie vor der Hand die Regie über mein Theater übernähmen? — Ich kann allein nicht durchkommen, und der Garçon hat kein Geschick dazu. Den müssen wir freilich für die neue Einrichtung gewinnen; ich möchte mich doch nicht ohne Noth mit ihm verfeinden. Er ist ein tüchtiger Praktiker, und hat mir viel genützt. Was sagen Sie dazu?"

„Weder Nein, noch Ja. Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich als theatralischer Künstler, unter Ihrer einsichtsvollen Leitung, auszubilden, und doch möchte ich Ihnen auch gern gefällig sein, Herr Graf. Lassen Sie mich also vor der Hand meinen ersten und Hauptzweck verfolgen; der andre, den mir Ihr gütiges Vertrauen stellt, ergibt sich dann wohl allmälig von selbst. Vor Allem will ich das Terrain kennen lernen und die Personalitäten studiren. Bin ich erst mit allen Einzelheiten vertraut, so hoffe ich Ihnen nützlich werden zu können."

„Ja, ja, Sie haben recht!" rief der Graf mit noch größerer, als der gewöhnlichen Hast, und gleichsam froh, diese Angelegenheit los zu sein oder verschoben zu sehen. „Wohnen Sie sich erst ein, spielen Sie sich ein. Es ist besser so. Schon des Garçons wegen. Setzen Sie sich auf einen freundlichen Fuß mit ihm. Ihrem Stande vergeben sie natürlich

nichts. Sie dürfen ihn nie vergessen lassen, daß Sie Edelmann sind. Aber er ist ein gescheidter Kerl, und wir müssen ihn beim Guten erhalten; denn ich kann ihn nicht entbehren. Nun kommen Sie, ich will Ihnen eine Geige schenken; eine der besten von meiner Arbeit. Sie werden Ihre Freude daran haben." —

Mit der Geige im Arm trat Schenk bald darauf bei Luisen ein. Sie saß auf dem Sopha, und Max, der kranke Knabe, kniete vor ihr und hatte seinen Kopf auf ihren Schooß gelegt. Er schien zu schlafen, oder wenigstens zu träumen. Als aber Schenk herantrat, um die reizende Braut zu küssen, fuhr das Kind plötzlich wild empor, hob die geballte Faust gegen Jenen, und rief mit widrig verzerrtem Gesicht: „Geh weg, Unhold! Sie ist meine Braut, nicht Deine. Die Geige magst Du behalten."

„Also ein Nebenbuhler!" lachte Schenk, aber gezwungen; denn des Knaben Wesen berührte ihn unheimlich. Er konnte sich nicht hinein finden, und eine dunkle Ahnung bebte leise in ihm, daß die Welt dieses seltsamen Kindes und seine eigne so sehr verschieden und einander entgegengesetzt sein möchten, wie Nacht und Tag. Doch zwang er sich, scherzend fortzufahren: „Und ein so eifersüchtiger Nebenbuh-

ler, der mir den Krieg rund heraus erklärt! — Was willst Du denn aber mit Deiner Braut beginnen, Max, wenn Du Deine Ansprüche auf sie besser begründen könntest, als ich die meinigen?"

„Ich heirathe sie: sie wird die Gräfin Eigl, und Du kannst die Geige spielen."

„Er gönnt mir doch wenigstens ein Vergnügen," meinte Schenk. „Wir werden schon noch übereinkommen und Frieden und Freundschaft mit einander schließen."

„Kein Friede, keine Freundschaft mit Dir!" grollte Max, und Schenk verließ Luisens Zimmer nicht in der angenehmsten Stimmung und mit einem Anflug von feindseliger Gesinnung gegen das geisteskranke Kind.

Drei Wochen nach diesem ersten Auftreten Schenks in dem neuen Wirkungskreise ertönten eines Morgens die Glocken der nahen Dörfer und luden zu einer kirchlichen Feierlichkeit. Es war ein stürmischer, unfreundlicher Tag, und Schnee und Regen fuhren durcheinander, von dem eiskalten, aus den Gebirgsschluchten hervorbrechenden Winde gepeitscht. Auf dem Gute war nichts desto weniger viel Bewe-

gung, und namentlich ging's im Schlosse sehr lebhaft zu. In den Zimmern der Gräfin Mutter wurde eine schöne, holde Jungfrau bräutlich geschmückt — Luise. Sie war sehr ernst gestimmt, und nicht ohne Wehmuth gedachte sie des Tages, an welchem der Myrtenkranz schon einmal in ihr Haar hatte geflochten werden sollen. Die Gräfinnen, die ersten weiblichen Mitglieder des Schauspiels und der Oper, Kammerfrauen und Zofen waren um sie beschäftigt, theils um den Putz der Braut, theils um den eignen besorgt. Alles war in Aufregung. Dazwischen lief Max mit einer Beweglichkeit umher, die seine Mutter in freudiges Erstaunen setzte. Die Andern hatten kein Auge für ihn. Nur Luise streichelte ihm die blasse Wange und lobte ihn für seinen Eifer, und sein Auge strahlte von einem innern Glanze, dem Widerscheine einer Glut, die erst vor Kurzem in ihm entzündet worden war, und ihn mit ganz neuen, wunderbaren Gefühlen erfüllte. In diesen wenigen Wochen war eine auffallende und merkwürdige Veränderung mit dem Knaben vorgegangen. Nicht nur, daß er augenscheinlich sehr gewachsen war; man sah auch, daß sein Körper bereits angefangen hatte, jene elastische Schwung- und Spannkraft der Jugend in sich aufzunehmen, die

die Basis der spätern Manneskraft wird; er trug sich aufrecht, und schwankte nicht mehr beim Gehen: er schritt schneller aus, und in den Linien seines Körpers, vorzüglich des Kopfes, konnte man einen kühnen Schwung bemerken. Und wie hier in der Form, so that sich dieser Schwung in der Rede auch geistig kund. Er sprach nicht mehr schläfrig in sich hinein, sondern heraus, wenn auch zuweilen noch schüchtern und befangen, und der Ton der Stimme hatte Wohlklang gewonnen. Es war offenbar: eine gewaltige Geistesbewegung hatte so vortheilhaft auf den jungen Grafen gewirkt. Die Mutter ahnete wohl, welche es sein möchte, und segnete dafür im Stillen Luisen. Deshalb hatte sie auch befohlen, daß der Knabe in ihre Appartements zugelassen werden sollte; denn er hatte sich wie unsinnig gestellt, als ihn Theresia zurückgewiesen. Tags vorher hatte er heftig geweint, aber ganz im Verborgenen in seinem Zimmer, und die Mutter hatte es ihm nur an den verweinten Augen abgemerkt. Er hatte an diesem und einigen frühern Tagen einen merkwürdigen Kampf gekämpft. Die lang geschloßne und gleichsam vertrocknete oder verknöcherte Knospe seiner Jugend war von einem übermächtigen Triebe und zuströmenden Lebenssafte gewaltsam gesprengt

worden. Von einer unaussprechlichen Wonne und einem ungeheuern Weh zugleich aufgeküßt, entfaltete sich die Blüthe seines Geistes mit einer Hast, die eben so naturwidrig war, wie seine frühere Dumpfheit. Indem die plötzlich durch einen Zauber entfesselte Psyche die Schwingen von einander schlug und den zeither gehemmten Flug begann, übereilte sie sich in der Hast des jungen und starken Triebs, und flog oder stürmte vielmehr über den Punkt in der zu durchlaufenden Bahn hinaus, der ihr, der Zeit nach, in der natürlichen Entwicklung ihrer Kräfte und Anlagen für diesen Tag und diese Stunde bestimmt gewesen wäre. Es gestaltete sich in des Kindes Seele, die an Pygmäen-Dimensionen gekränkelt hatte, plötzlich Alles gigantisch, und, unbekannt mit all' diesen Gefühlen, überließ er sich willenlos ihrem trunkenen, allgewaltigen Zauber. So stürzte er, einem düstern, trüben, niederdrückenden, geheimnißvollen Zustande eben entronnen, sogleich in ein neues Geheimniß, zwar ein sonnenhelles, blendendes, ihn aufschnellendes, zum Himmel emporjubelndes, aber dennoch eben ein Geheimniß. Der auf der Erde kümmerlich kriechende Wurm war im Laufe weniger Tage zum prächtigsten Tagfalter geworden, der sich bald von den blauen, würzigen Lüften tra-

gen ließ, bald auf einer strahlenden Sonnenblume wiegte. Dieser schnelle Wechsel betäubte den Knaben. Und die Zauberin, die himmlische Fee, die das Alles bewirkt, sollte das Weib und Eigenthum eines Menschen werden, der Max in der tiefsten Seele zuwider war. Mit der raschen Entwicklung seiner geistigen Kräfte waren auch der Haß und die Abneigung gegen Schenk gestiegen. Er hatte an Luisens Hals verzweiflungsvoll geweint, und sie hatte die wilden und barocken Ausbrüche seines fürchterlichen Schmerzes nicht anders als mit dem Troste zu beschwichtigen gewußt: „Ich liebe dich doch, Max! Ich liebe Dich mehr als Schenk. Ich werde zwar sein Weib, aber ich bleibe stets Deine Geliebte.“ Es lag in diesen Worten vielleicht mehr Wahrheit, als sie selbst ahnete, und sie hatte zu einem blödsinnigen Kinde zu sprechen gemeint, das man mit kindischem Troste beruhigt, aber sie hatte zu einem an der tropischen Schmerzenssonne der Liebe wunderbar rasch gereiften Jünglinge gesprochen, zu einem Jünglinge, der doch in allen andern Dingen und Lebensbeziehungen ein höchst unerfahrenes Kind war. Ihre Worte erfüllten ihn mit Sonnenglanz und Jubel. Er weinte nicht mehr, er widersetzte sich nicht, daß Luise Schenks Frau werde, aber man durfte ihn

auch nicht von ihr trennen. Und so half er sie denn auch als Braut schmücken.

Als sie fertig war, und die Andern, bis auf die Gräfin Mutter, sich entfernt hatten, um ihren eignen Putz zu vollenden, zog Luise aus einem kleinen Etui einen Ring hervor und steckte ihn, als Vollendung ihres Schmuckes an die rechte Hand. Die Gräfin betrachtete den Ring einen Augenblick aufmerksam, erblaßte und fragte mit leiser, unsichrer Stimme: „Mein Gott, woher haben Sie diesen Ring? O vergönnen Sie einen Augenblick die innre Seite seines Reifes zu betrachten.“

„Gern“, versetzte Luise, zog den Ring wieder ab, und überreichte denselben der zitternden Gräfin mit den Worten: „Es stehen drei Buchstaben darin, E. v. W.“

„Himmel, er ists! Es ist der Brautring meiner Mutter. Kind, wie ist dieser Ring in Ihre Hand gekommen?“

„Er ist ein Geschenk meines Vaters, der ihn von einer ihm ewig theuern Jugendgeliebten erhielt, von der ihm ein neidisches Schicksal trennte.“

„Mein Gott! so bist Du die Tochter Lüder Schenk von Birkendorfs!“

„Und Sie, theuere Gräfin, die Geliebte meines

Vaters, um die er stets getrauert, die er bis diese Stunde treu im Herzen trägt."

„Ja, ich bin's!" weinte die Gräfin, „bin die unglücklichste Frau durch Liebe und Schuld. Denn auch ich liebe Deinen Vater noch, und weder Zeit noch Trennung haben die Glut der unseligen Leidenschaft sonderlich dämpfen können, die ein Paar Tage meines Lebens mit Rosenlicht erfüllte, um das übrige Leben in Nacht zu hüllen. Dich hat eine höhere Hand mir zugeführt, und nun — nun wird mir der starke Zug meines Herzens zu Dir klar; es waren die diamantenen Fäden der Sympathie der Liebe, die mein Herz an das Deinige ketten; es war der mystische Hauch seelischer Verwandtschaft, der die Flammen reiner Liebe in meiner Brust zu Dir anfachte; denn den höhern und wahren Gesetzen der Natur zu Folge müßte ich ja Deine Mutter sein. Darum hast Du auch eine so merkwürdige, ans Wunderbare grenzende Macht geistiger Einwirkung auf meinen armen Max, und offenbar bist Du berufen, dieses Kindes Geist aus den schweren Fesseln dumpfer Nacht zu erlösen und in die Sonnenklarheit heiliger Liebe aufzuflügeln. O mein Gott!" rief sie, wie von einer grellen Erinnrung plötzlich geblendet; denn sie bedeckte die Augen

mit der Hand. „Es waltet hier noch ein unergründlich tiefes Geheimniß, daß ich dir jetzt noch nicht mittheilen kann, das Du aber als Gattin erfahren sollst. Es weben und wirken die heiligsten und wunderbarsten Kräfte der schaffenden Gottheit um uns, die sie dem sterblichen Auge mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, und verbinden uns zu einer Familie. Ja, Max ist Dein Bruder, Du bist meine Tochter; die Feuerkraft des heiligen Geistes der Liebe hat unsre Geister so schöpferisch vereinigt. Und es ist gewiß bedeutungsvoll, daß ich gerade an Deinem Hochzeittage die Entdeckung Deiner Abkunft machen muß! Nun glaub ich noch an ein Paar späte Sonnentage in meinem dem Herbste zueilenden Leben. Ja, meine Tochter, wie Du berufen bist, meinen Max zum wahren Leben zu wecken, also auch zu stützen mich im Sturme großer Leiden, der schon seit vielen Jahren mich umbraus't, aber mit vernichtender Wuth über mich noch herein zu brechen droht. Doch nichts Trübes heute! Gesegnet sei mir, mein liebes Töchterlein! Zwiefach gesegnet! Der Herr gebe Dir mehr Freude in Deiner Ehe, als mir!"

Ein Zeichen mit der Trompete wurde über den Hof herüber gegeben, mahnend an den Aufbruch

des Brautzugs. Die Wagen fuhren auf dieses erste Signal aus den Remisen, und stellten sich vor dem Schlosse und dem Komödiantenbau auf. Nach zehn Minuten erfolgte das zweite Signal, auf welches das unverheirathete weibliche Theaterpersonal, als Brautjungfern eintraten. Die Bognar überreichte der Braut die Myrthenkrone. Gleich darauf führten der Graf und der Director Garçon den Bräutigam herein. Der erstere trug seine prächtige Majorsuniform. Das männliche Theaterpersonal hatte sich auf dem Corridor aufgestellt, und in dem Augenblick, als der Graf den Bräutigam der Braut glückwünschend zuführte, ertönte ein kurzer, aber ergreifender Gesang, vom Kapellmeister eigens zu diesem Zwecke componirt. Luise konnte sich der Thränen nicht enthalten. Den theuern, von ihr schwer gekränkten Vater in diesem Kreise vermissen zu müssen, lastete drückend auf ihrem Gemüth: der schöne Gesang lös'te ihre Beklemmung. Max stand neben ihr und hielt die Augen fest auf ihre Züge geheftet. Er schien stumm in ihrer Seele zu lesen. Als Schenk zu ihr trat, wurde der Knabe wie von einem electrischen Schlage durchzuckt, und Luisens rinnende Thränen ergriffen ihn so mächtig, daß er in lautes trostloses Schluchzen ausbrach. Diese Scene machte

auf alle Anwesenden einen unangenehmen, schier peinlichen Eindruck, und bildete namentlich den Widerwillen gegen Max rasch bis zur reifen und wuchtigen Frucht aus, welcher bereits in Schenks Seele gekeimt hatte. Schon schwebte ihm ein bittres Wort auf den Lippen, schon hatte er den Arm gehoben, um den „unartigen Greiner" unsanft bei Seite zu schieben, als ein halb strenger, halb bittender Blick der Gräfin Mutter, die beschwichtigend zu dem heftig erregten Kinde getreten war, ihn noch zur rechten Zeit erinnerte, daß er sowohl ihr, als seiner Braut das Versprechen gegeben hatte, dem „armen Max" heute nichts zu wehren und ihn, in seinem kindischen Thun und Treiben gewähren zu lassen. Ein unausgesprochner Fluch stieg aus seiner Seele, die mit nichts weniger als großen und heiligen Empfindungen erfüllt war. Ein spöttischer Blick, welchen er der Bognar zuwarf, wurde von dieser mit einem boshaften Lächeln erwiedert, Beweis genug, daß sich beide besser verstanden, als für die Bedeutung des heutigen Tages glückversprechend war.

Der Graf, welcher freilich weder seiner Frau, noch der schönen Braut, irgend ein Versprechen hinsichtlich des Knaben gegeben hatte, ereiferte sich nach seiner gewohnten Weise dermaßen über

die Störung, welche der „dumme Junge" hier verursachte, daß er polternd und scheltend auf ihn losfuhr, und ihm eine Ohrfeige gab. Mit einem gellen Schrei stürzte Max zu Boden, und gerieth in so heftige convulsivische Zuckungen, daß der weibliche Theil der Gesellschaft vor Entsetzen aufschrie, und auch die Männer nicht von angenehmen Empfindungen erfüllt wurden. Jammernd warf sich die Gräfin Mutter auf das unglückliche Kind; die Sänger kamen bestürzt in das Zimmer; die Kunde von einem großen Unglück, das sich ereignet, drang hinaus unter die Dienerschaft und das übrige Volk, Alles schrie und drängte durch einander nach den Zimmern der Gräfin, wo man heulte und schrie, fluchte und tobte. Luise hatte sich zu dem Knaben auf das Sopha gesetzt, wohin ihn die Gräfin getragen, und küßte ihn auf die Stirn, erfaßte seine Hände und umfächelte ihn mit dem Athem ihres Mundes. Und augenblicklich ließ die Wuth der Krankheit nach.

„Streichen Sie ihn mit Ihren Händen!" rief einer von den Schauspielern, und sie ließ den zarten Sammt derselben sanft über Gesicht, Brust und Arme des Kindes gleiten. Und sieh, die schmerzlichen Mienen verwandelten sich in lächelnde,

die Zuckungen verloren sich, er holte tief Athem, schlug bald darauf die Augen auf, zog Luisens Hand an die Lippen, und küßte sie inbrünstig.

„Lassen Sie ihn zu Bette bringen, Mutter!“ herrschte Theresia, „und schicken wir nach dem Arzt.“

„Nein!“ rief Max. „Nicht zu Bett! Nicht Arzt!“ und sprang auf und flüchtete sich in Luisens Arme, die kleinen Hände flehend zu ihr erhoben: „Bitte, bitte, nimm mich mit Dir! — Ich bin gesund und stark.“

Und wirklich war der fürchterliche Anfall, dem Anscheine nach ohne alle Folgen für ihn, vorüber gegangen.

„Ja, Max, Du begleitest mich,“ versprach die Braut, ihn beschwichtigend. „Du fährst mit mir im Wagen und sitzest an meiner Seite.“

Der Knabe sprang jubelnd an ihr empor, schlang seine zarten Arme um ihren Nacken, und küßte die holde Braut mit einer leidenschaftlichen Inbrunst, als wäre er der Bräutigam.

Schenk behielt zu dieser Scene dasselbe verdrießliche Gesicht bei, welches er bei der vorhergehenden gemacht hatte, nur die Schadenfreude, welche es einen Augenblick durchblitzt und ihm einen hämischen Ausdruck verliehen hatte, als der

Graf den Knaben gezüchtigt, war daraus verschwunden, und hatte der Miene des verbissenen Zorns Platz gemacht. Natürlich wagte weder er, noch der Graf, sich Luisens dem Knaben gegebenen Versprechen zu widersetzen. Das dritte Signal zum Aufbruch war schon längst gegeben, und man ordnete sich dann mit so viel Laune, als nach dieser unangenehmen Störung sich noch vorfinden wollte. Als Schenk an der Bognar vorüberstrich, flüsterte diese, ohne aufzublicken: „Sind Sie abergläubisch?“ Er zuckte mit den Achseln. „Ich bin's!“ fuhr sie fort, „und es kann keine schlimmeren Vorbedeutungen für Ihre Ehe geben. Sie haben einen gefährlichen Nebenbuhler.“ Und dabei spielte wieder das bezaubernde, boshafte Sirenenlächeln um ihren verführerischen Mund, das dem leichtsinnigen Schenk schon einige Male gefährlich geworden war.

Die Gesellschaft mußte mit Regenschirmen zu den Wagen geführt werden, so stark fielen Schnee und Regen durch einander. Max stieg mit in den Wagen des jungen Brautpaars, nahm an der Seite der Braut Platz, schmiegte sich an sie, hielt ihre Hand fest in der seinigen, und sein Auge liebend zärtlich auf das ihrige geheftet, und nur

dann und wann dem verdrießlichen Bräutigam einen frostigen Blick zuwerfend. Ein ängstliches Gefühl bemächtigte sich Luisens, während sie in den verdüsterten Zügen des geliebten Mannes las. Er hatte sich stumm in die Ecke gedrückt, und beobachtete das Zunehmen des Sturms. Für seine reizende Braut schien er keinen Blick zu haben.

„Zürnst Du mir?“ fragte endlich Luise mit wehmuthgebrochner Stimme; er zuckte zusammen; seine Gedanken waren unwillkührlich bei der Sängerin gewesen.

„Nicht doch!“ versetzte er hastig, die dargebotene Hand ergreifend. „Ich bin nur, wie natürlich, nicht zum Angenehmsten von den Vorfällen berührt, die leicht hätten vermieden werden können, und die ein ängstliches Gemüth für schlimme Vorzeichen halten könnte.“

„Ich und dies arme Kind sind unschuldig. Fein organisirte Herzen vermögen solche harte und ungeschickte Behandlung nicht zu ertragen. Ich habe mehr gelitten, als Ihr Alle, aber ich habe mich zu fassen gesucht, und könnte Dir unmöglich durch unfreundliches Schweigen wehe thun, und wenn ich noch ärger gekränkt worden wäre. Uebrigens tragen wir die Zukunft unsrer Liebe in unsern

Herzen, und, was auch für Vorzeichen statt gefunden hätten, der allmächtigen Kraft der Liebe kann kein böses Geschick etwas anhaben."

Schenk erbebte von diesen Worten innerlich, wie ein auf der That ertappter Verbrecher. Und das erwachte Gewissen zu beschwichtigen, und die geschminkte Lüge, mit der er sich und seine Braut betrog, sich und ihr als Wahrheit aufzwingend, überbot er sich jetzt in ausnehmender Freundlichkeit, überhäufte sie mit Lobsprüchen und Liebkosungen, und war plötzlich der verwandelte Mann. Luise war nicht Menschenkennerin genug, um diese unnatürliche Umwandlung zu beargwohnen; die liebenswürdige Schwärmerin fühlte sich glücklich durch die neuen Liebesbeweise des geliebten Mannes; aber aus Marens Auge fiel ein strafender Blick auf Schenk, der diesen erschreckte. Es schien, daß eine geheimnißvolle Ahnung oder eine höhere Offenbarung der jungen, fesselfreien, auf Erden noch so fremden Seele des Knaben fühlbar gemacht hätte, was er mit dem Verstande noch nicht fassen, aus Erfahrungen noch nicht schließen konnte.

Man langte an, und stieg an der Kirche des Dorfes aus. Sie war festlich geschmückt und fast überfüllt, theils von Landleuten, theils von den

geladenen Hochzeitgästen aus der Stadt und von benachbarten Rittersitzen, theils von der Kapelle des Grafen und dem Chorpersonal. So wie der Hochzeitzug auf den ihm bereiteten Stühlen Platz genommen hatte, begannen Kapelle und Sänger eine vom Kapellmeister für diesen Tag auf des Grafen Wunsch componirte Motette mit bewunderswürdiger Kraft und Präcision aufzuführen. Die herrlichen Töne trugen Luisen jetzt in einen schönen Himmel seliger Verzückung. Auch die Gräfin Mutter und Anastasia waren tief ergriffen. Die Erstere flüsterte der Braut zu, ihr die Hand zärtlich drückend: „Mein holdes Kind, wie lieb' ich Dich!" Und die Letztere vergoß, mit den schönen Augen auf den bleichen, von den Schwingen der Begeisterung getragenen Kapellmeister blickend, Thränen der Rührung und Freude. Sie verstand den sehnsüchtigen Tonkünstler am vollkommensten, jeder Ton drang in ihr Herz, und rührte dort an ein zartes, süßes Geheimniß; und sie war sich auch klar bewußt, daß alle diese Töne zunächst für sie geschaffen und als klingende Boten an ihr Herz abgeschickt waren. Theresia dagegen musterte die zahlreiche Versammlung, und warf dem Heldenspieler, dessen Augen den ihrigen oft begegneten,

einen Blick des Einverständnisses zu. Die Bognar, welche neben ihr saß, ließ manchen spöttischen Blick über den Bräutigam gleiten, der, wenn er sein Auge traf, ihn aufregte und beängstigte. Der Priester trat vor den Hochaltar. Der Graf und der Director führten den Bräutigam zur Braut. Er nahm ihren Arm. Aber Max, der bis jetzt ganz still neben ihr gesessen hatte, nur in ihren Anblick vertieft, und ihre Hand haltend, ließ nicht von ihr los, sondern ging keck, als verstände sich das von selbst, neben ihr zum Altar. Nach dem Vorfall', der sich kaum vor einer Stunde ereignet hatte, wagte Niemand, dem Knaben zu wehren, aus Furcht, die störende und erschütternde Scene möchte sich — vielleicht noch heftiger und schlimmer — wiederholen; und so that er ungehindert, wie das Brautpaar, er kniete auf der Stufe des Altars vor dem Priester nieder, und hielt die Hand der Geliebten fest. Auf diese Weise ging die Trauung vor sich. Max setzte sich, nach vollendeter Feierlichkeit, wieder neben die Neuvermählte, und Niemand sprach ein Wort über den Vorfall. Selbst im Wagen auf der Heimfahrt unterdrückte Schenk, schuldbewußt, seine bittern Gefühle über das abgeschmackte Benehmen des jungen Grafen, oder er

ließ sie vielmehr wenigstens nicht zu Worten werden. Der Graf und die Gräfin erwarteten das Brautpaar bereits an der Thüre des Schlosses, und führten es glückwünschend in ein Zimmer, wo die Hochzeitgeschenke aufgestellt waren, unter denen sich manche sinnige und werthvolle Gabe befand. Die Gräfin hatte ihr ein reiches Perlenhalsband verehrt, der Graf einen kostbaren Zobelpelz, Anastasia einen Wiener Flügel, Theresia ein Necessaire. Max's Gabe überraschte Luisen. Er brachte ihr ein schneeweißes Lamm mit einem rothen Halsband. Es war ihr, als hätte er sich unbewußt selbst darunter verstanden. Er hatte das Geschenk durchaus selbst gewählt, und sich das Lämmchen in der Schäferei ausgelesen. — Rührend war Luisen auch das Geschenk des Tenoristen Lommler, ein ausgezeichnet schönes Taubenpaar in einem Glaskasten. Jede Taube hatte an einem rothen Bande ein goldnes Herz auf der Brust hängen, und einen zierlichen Schlüssel an einem blauen Bande. Der Schlüssel des Männchens schloß das Herz des Weibchens, und umgekehrt, der Schlüssel des Weibchens das Herz des Männchens. Luise öffnete den Kasten, um die herrlichen Tauben zu liebkosen; sie nahm den Schlüssel von des Taubers

Hals, und öffnete das Herz der Täubin, und sieh, ein Ring von Rubinen mit dem Worte „Liebe" kam daraus zum Vorschein. Darüber hatte man des Taubers nicht Acht, der, ängstlich gemacht durch die Menschenmenge, plötzlich die Flügel entfaltete und mit solcher Heftigkeit an die nächste Fensterscheibe anprallte, daß diese klirrend in Stücke zersprang, und der Tauber durch die Oeffnung einen Weg in's Freie fand. So große Mühe sich auch Lommler in den nächsten Tagen gab, der Flüchtling konnte nicht wieder beigebracht werden, und sein Erzieher vermuthete, man möchte ihm des goldnen Herzes und des darin befindlichen Turkißen-Rings (mit dem Worte „Treue") wegen, den Garaus gemacht haben.

Bei Besichtigung der Geschenke durch die Gäste wollte die Bognar der Braut das Perlenhalsband umlegen, aber indem sie es befestigen wollte, zerriß es unter ihrer ungeschickten Hand, und die Perlen rollten, sich ablösend, im ganzen Zimmer umher, so daß ein allgemeines Suchen darnach entstand.

„O weh!" sagte die Gräfin Mutter zu der Sängerin. „Das bedeutet Thränen, viele Thränen für meine gute Luise."

„Sie thut mir leid," entgegnete die Sängerin leichtsinnig, „aber der Mensch kann seinem Schicksal nicht entgehen, sonst hätte ich das Halsband nicht zerrissen! Ich weiß selbst nicht, wie es entzwei gegangen ist."

Die lockenden Töne der Kapelle zogen die Gesellschaft in den großen Salon und in die daran stoßenden, langen Zimmerreihen. Dort stand ein Déjeûner dinatoir; bald perlten die kostbarsten Weine in den krystallnen Kelchgläsern, ein Wagen um den andern langte an, und immer mehr Gäste strömten zu. Als die Gesellschaft sich's nach Kräften schmecken ließ, öffnete sich die Hauptthüre, und ein glänzender Maskenzug trat herein von Melpomene, Thalia, Euterpe und Terpsichore, an ihren Anzügen und Attributen kenntlich, angeführt. Es waren die Hauptpersonen der vorzüglichsten Dramen und Opern der Zeit, die nach einem Umzug durch den Saal, auf die Aufforderung der vier Musen ein glückwünschendes und huldigendes Drama aufführten, welches der Graf selbst gefertigt. Zuletzt wurden dem Brautpaare noch die tragische und komische Maske, die Flöte und der Thyrsus überreicht, und sie damit gleichsam der

dramatischen Kunst geweiht, und in den Bund der Künstler aufgenommen.

Am späten Nachmittag, als schon helles Kerzenlicht durch alle Räume des Schlosses wogte, begann das glänzende dîner, an welches sich um Mitternacht ein bal paré anschloß.

Unter den Gästen zeichneten sich einige junge Edelleute, Söhne benachbarter Gutsbesitzer, durch Jugend, männliche Schönheit und Bildung aus. Sie waren es, die den jungen Gräfinnen vorzüglich den Hof machten, auch wohl mit den gewandten Actricen gern ein flüchtiges, süßes Verhältniß eingingen, wie es Zeit und Gelegenheit, reizender Muthwille und empfängliche Herzen wohl mit sich brachten. Einer dieser jungen Herren war heute zum ersten Male Gast der Familie Eigl. Er war ein Graf Oßnack, und hatte zu Michaelis seine Rechtsstudien zu Pavia beendigt. Jetzt lebte er zurückgezogen auf einem, zwei Meilen von Oszlan entfernten Gute seines Vaters, um sich den Winter über in ländlicher Zurückgezogenheit, und vor aller Störung gesichert, auf das Staatsexamen vorzubereiten. Von sehr angenehmer Körperbildung, wußte er diesen Vorzug durch geistige Gewandtheit und eine gerade nicht gewöhnliche

Bildung um ein Bedeutendes zu erhöhen. Schon am Tage hatte er die in stolzer Schönheit prangende und alle Männeraugen auf sich ziehende Theresia ausgezeichnet; bei Tafel war er, auf seine Veranstaltung, ihr Nachbar geworden, und auf dem Balle konnte es selbst dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen, daß das Herz des jungen Grafen für die hochreizende, junge Gräfin Feuer gefangen habe. Obgleich geschmeichelt von seinen Huldigungen, nahm sie dieselben doch mit jenem stolzen, anscheinend kalten Indifferentismus auf, der jungen Mädchen ihres Charakters und Standes nicht selten eigen zu sein pflegt. In einer Ecke des Saals saß Ligatschnek, und warf glühende Blicke auf sie und den jungen Grafen, während leise Flüche über seine bebenden Lippen glitten. Er nahm sich endlich zusammen, und forderte Theresien zu einem Tanze auf, verfolgt von allen zum Theater gehörigen Augen, am schärfsten aber von denen des weiblichen Theils.

„Willst Du mich und Dich in den Tod stürzen?" knirschte er ihr zu.

„Schweig!" flüsterte sie, streng befehlend. „Hundert Augen sind auf uns gerichtet. Ich erwarte Dich nach dem Balle."

Das Gesicht des Schauspielers nahm einen weniger finstern Ausdruck an, und der Tanz ging ohne Störung zu Ende, wie der Ball. Graf Oßnack beurlaubte sich mit viel ritterlicher Galanterie vom reizenden Gegenstande seiner Wünsche, und versprach bald wieder zu kommen. Das Brautpaar hatte sich bereits zurückgezogen, und der an Luisens Brust entschlafene Max wurde von einigen Dienern zu Bette getragen. Die fremden Gäste fuhren ab; die meisten männlichen Mitglieder des Theaters hatten der Flasche so wacker zugesprochen, daß sie freiwillig und gezwungen das Lager gesucht hatten. Die Musik verstummte, und die Kerzen verlöschten. —

Eine Stunde später huschte eine verhüllte Gestalt vom Park in den hintern Schloßhof, an dem rechten Flügel des Schlosses hin, in eine kleine Thür zur ebnen Erde, und trat mit leisem aber sicherm Schritt, der ihre Bekanntschaft mit der Localität bekundete, in eine geräumige warme Stube. Es war die Küchenstube, in welcher Köche und Köchinnen Tags über gewirthschaftet hatten, aber die Finsterniß verhinderte, die noch hier herrschende Unordnung wahr zu nehmen. Der Eingetretene sagte halb laut: „Hochzeit!“ denn dies war die

Parole der beiden Liebenden für diese Nacht, und augenblicklich fühlte er sich von ein Paar weichen Armen umstrickt, und ein ihm wohlbekannter, heißer, üppiger Mund suchte den seinigen. Darauf setzten sich Beide stumm auf ein Ruhebett. Hier saßen sie denn auch eine Zeitlang stumm; sie hatte seine Hand losgelassen; jedes schien die Anrede vom Andern zu erwarten.

„Was willst Du von mir?" fragte der Schauspieler endlich rauh und hart.

„Weiter nichts, als daß Du gleich wieder gehst," versetzte die junge Gräfin gereizt.

„Ich werde gehen und nie wieder kehren. Aber was auch geschieht, die Verantwortung ist Dein, und die Reue über Deine Schändlichkeit wird zu spät kommen."

„Ei seht doch, Herr Währwolf! Schändlichkeit, Reue, Verantwortung! — Sagen Sie mir gefälligst, Herr Joseph Ligatschnek, was hab' ich denn so Entsetzliches verbrochen?"

„Laß Deine Scherze! Sie machen mich nur wüthender. Ich bin wahrlich nicht zum Scherzen aufgelegt."

„Nun so antworte in Ernst, in Wuth, in Toll-

heit, wie's beliebt. Was hab' ich Dir gethan, daß Du glaubst mir drohen zu müssen?"

„Hast Du mich nicht so eben fortgeschickt, wie einen Buben — ?"

„Ja, wie einen unartigen Buben. Weil Du's nicht besser verdient hast. Wie hast Du Dich schon den vergangenen Tag und vorzüglich während des ganzen Balles benommen, daß all der Komödiantenplebs die Köpfe zischelnd zusammengesteckt hat!"

„Es war mir unerträglich zu sehen, wie der gräfliche Laffe Dich ganz in Beschlag nahm. Wilde Gefühle und Gedanken peitschten mein Blut zu einem Aufruhr, den ich nicht mit Worten schildern kann. Auch von jenen Gefühlen kann ich Dir kein Bild geben; es müssen die Furien sein. Genug, daß sie mir fort und fort den Gedanken aufnöthigten, ich müsse den Grafen Oßneck ermorden. Und wenn mir in jenen Augenblicken eine Waffe zur Hand gewesen, wer weiß was geschehen wäre."

„Du bist ein entsetzlicher Mensch, Joseph. Aber wozu dieser Lärm um nichts! Daß ich Dich liebe und nur von Dir geliebt zu sein wünsche, davon hab' ich Dir leider! mehr als zu viel Beweise gegeben. Und hättest Du mich mit ruhigem Auge beobachtet, so müßtest Du bemerkt haben, wie ich

mich gegen Oßneck benahm. Ich kann und werde nicht unhöflich, unartig gegen einen Mann meines Standes sein, der mir mit bescheidenen Huldigungen naht."

„Ha, dieser Stand! Das ist's, was mich noch toll macht. Jeder adlige Dummkopf kann öffentlich, wo es auch sei, zu Dir heran treten, kann sich um Deine Gunst bewerben, Dich auszeichnen, Dir den Hof machen, während ich knirschend, von Höllenqualen durchras't, von fern stehen muß, wie ein Ausgestoßener, ein Geächteter, ein Gebrandmarkter. Und wenn ich das größte Künstlergenie wäre, ich bleibe der verachtete Komödiant, dessen armer Leiche man nicht einmal ein ehrliches Begräbniß zugesteht."

„Ja und der in der heimlichen Nacht zur schönen Gräfin schleicht, um ihr die Lippen wund zu küssen. Geh', Du bist gemüthskrank, sonst wärst Du nicht so erfinderisch in dieser Selbstqual. Was ist denn schöner und poetischer, das Herz aufregender und befriedigender, vor allem miserabeln Volke sich einander zu umschwänzen und zu belecken, und zu Hause kalt und gleichgültig neben einander sitzen, und das nicht einmal, oder in stiller, verschwiegener Mitternacht die klopfenden Herzen aneinanderle-

gen, Seele in Seele tauchen und die frische Flamme des Gefühls, wie sie aus der Brust heraufflodert, mit gierigem Kusse von der Lippe des geliebten Gegenstandes wegschlürfen. Aber geh', Du verstehst mich nicht; Du hast kein Herz für meine Liebe, kein Gefühl für die Opfer derselben, die ich Dir frei und froh gebracht. Ich habe mich an Dich weggeworfen; ich wähnte den liebenden Jüngling zu umarmen, und der von widrigem Stolze aufgeblähte Schauspieler steht vor mir. Ich vergaß die Gräfin, und Du willst nie den Schauspieler vergessen. Herr Joseph Ligatschnek, wir haben uns geirrt; wir passen nicht für einander. Ich muß mein liebendes Herz gegen die abgeschmackten Quälereien eines raffinirten Egoisten verschließen. Leben Sie wohl!"

„Theresia!" rief der Heldenspieler erschüttert, „wie entsetzlich verkennst Du mich! Aber nein! Deine gereizte Weiblichkeit spricht nur so. Du kennst mich besser. Du willst Dich an mir rächen, und sprichst deshalb gegen Deine Ueberzeugung. Großer Gott, ich soll Dich nicht lieben! Nie hat es einen ungerechtern Vorwurf gegeben. Jeder Gedanke meiner Seele bist Du, jedes Gefühl meiner Brust hat Dich zum Gegenstande; wann

hätte ich einen Wunsch, der sich nicht auf Dich bezöge? Wo ich gehe und stehe: Dein süßes Bild schwebt vor den Augen meines Geistes, Du bist die Fee, die alle meine Träume durchgaukelt. Sprich! — und ich gehe für Dich in den Tod; aber Dich von einem Manne Deines Standes geliebt zu sehen, während ich scheu von fern stehen muß; das macht mich wahnsinnig."

„Du bist wahrhaft unausstehlich, Joseph, aber gerade deshalb lieb' ich Dich so sehr. Wärst Du anders, ein gefügiger, geduldiger, sentimentaler Mondanbeter, ich würde mir gewiß gar nichts aus Dir machen. Aber weil ich Dich oft vor Aerger und Verdruß über Deinen Starrkopf verwünschen möchte, gerade deshalb bist Du mir so theuer, und ich möchte Dich mit keinem Andern vertauschen, und wenn er mich noch zärtlicher liebte, und ein Fürst dazu wäre."

„Ach, Theresia, Inbegriff all meiner Seligkeit, habe Mitleid mit mir! Sieh, Du kannst mich zum sanftesten Kinde machen, das sich willig zu Deinen Füßen schmiegt, und sich von Dir treten läßt, wie ein Hund. Aber Du kannst mich auch in ein mordgieriges Ungeheuer verwandeln, in einen Löwen, der Blut geleckt hat. O, laß mich

stets ein Kind sein! Es ist so süß ein Kind zu sein in Deinen Armen."

„Mein liebes, verhätschtes Kind!" Und flammende Küsse erstickten die Worte auf dem Doppelpaar rosig geschwellter Lippen.

Das junge Ehepar hatte zu seinem Debüt „Wallenstein's Tod" gewählt, Schenk die Rolle des Max Piccolomini, seine Gemahlin die der Thekla. Obgleich Schenk in einer tragischen Liebhaberrolle zuerst hier auftrat, so hatte er sich doch bereits auf Anrathen des Grafen, des Directors und Kapellmeisters entschieden, seine Theaterlaufbahn als Baritonist zu machen. Auch die Bognar trug nicht wenig zu diesem Entschlusse bei. „Es ist ja tausendmal gescheidter für uns, Sie singen, als Sie spielen blos Komödie. Es ist doch eine rechte und wahre Aufregung. Die Seele kann sich viel kräftiger und besser im Ton aussprechen, als in der Rede. Was kann denn der Schauspieler weiter geben als Gedanken, und die sind alle so abgedroschen, so ordinär und abgegriffen, wie eine Hausthürklinke. Ich höre da nichts Neues und Erhebendes mehr. Und all' das Zeug denkt er

nicht selbst, nein, er läßt sich's erst vom Dichter vordenken. Er ist ärger daran, als ein wiederkäuendes Thier, denn dieses käut doch das erste Mal selbst; der Schauspieler aber nicht. Der käut nur wieder, was ihm der Dichter vorgekäut hat. Wir aber geben tiefe, lebendige, brillante, bunte, dunkle Gefühle; die hat uns weder der Dichter, noch der Componist vorgefühlt; die Worte und Töne sind nur Zauberstäbe, womit jene ewig jungen, stets neuen, nie verbrauchten oder abgenutzten Gefühle aus unsrer Brust hervorgelockt werden. Der Verstand ist ein alter langweiliger Pedant, das Gefühl ein wildes, reizendes Kind. Werden Sie Sänger. Sie haben eine herrliche Stimme, und mir schon einigemal damit an die tiefste Seelenfaser gerührt, so daß mir Thränen in die Augen stiegen. Sie würden als Schauspieler bald schaal werden."

„Sie trauen mir wenig erhaltendes und auffrischendes Salz zu."

„Ach nein, so stark und kräftig sind Sie nicht, wie Sie gern scheinen möchten. Diesen Schein von gesalzter Schärfe Ihres Geistes, mein Herr, haben Sie bereits durch die That vernichtet."

„Durch welche That?"

„Durch Ihre Verheirathung. Welcher Mann, der sich pikant und begehrt erhalten, seine Gefühle in sprudelnder Thätigkeit bewahren will, wird sich von einem Priester mit einem Weibe zusammen schmieden lassen! Verheirathete Männer werden zehnmal schneller schaal, als ledige. Werden Sie Sänger, Schenk, sonst sind Sie in einigen Wochen schon gänzlich ungenießbar."

„Sie gehen grausam mit mir um, Anna!"

„Ach nein! Es ist ja nur Scherz. Denn Ihre Hochzeit war doch eine grüne Oase in dieser dürren Lebenswüste. Ich habe mich doch an dem Tage unterhalten und manche Freude gehabt. Es ist so hübsch einmal eine außergewöhnliche Narrheit zu genießen. Lieber Schöpfer, nun geht die alte Leier wieder fort, Soltau rasirt und pomadisirt sich, Lomler füttert seine Tauben, Maulesel seine Hunde, der Graf spielt Geige, und man stirbt vor Langeweile. Zum Ueberfluß wird der junge Graf auch noch ein gescheidter Bube; als Dummkopf war er doch interessant. Das hat Ihre liebe Frau Gemahlin auf dem Gewissen, die sich ihn an die linke Hand hat trauen lassen."

„Wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen

wollen, Anna, so spielen Sie dies mir äußerst widerwärtige Thema nicht weiter."

„Ein wenig Aerger regt auf, guter Freund! Manchmal möchte ich mich gern ärgern, und weiß nicht worüber. Und von dieser trostlosen Langeweile in dem verwünschten Neste red' ich ja eben. Ich wollte Sie machten alle Monat einmal Hochzeit, oder Jemand anders. Aus lauter Bedürfniß nach Unterhaltung könnte ich mich am Ende gar selber entschließen, Hochzeit zu machen. Ja, ja, ich glaube, ich heirathe den Soltau, wenn er mich will."

„Anna, Sie legen es darauf an, mich zu kränken."

„Keineswegs. Ich möchte nur, daß etwas geschieht. Seit vier Wochen lauere ich nur darauf, daß der Ligatschnek etwas für mich Passendes thun soll, aber vergebens. Der Mensch hat mich getäuscht; er ist so prosaisch und nüchtern, wie die Andern. Wenn er sich doch nur erschießen, oder die Gräfin entführen, oder sonst irgend einen sogenannten dummen Streich machen wollte, er würde sich meine Liebe und Achtung erwerben. So begnügt er sich, Gesichter zu schneiden, als ob er Bauchgrimmen hätte, und das Pulver verpufft, ohne

zu einer Explosion zu werden. Ich hoffte schon, der Graf Oßneck werde ihn in die rechte Bahn bringen, auf der er uns bald etwas erleben ließe. Alles nichts. Selbst die Orakelsprüche der Madame Uhlig fangen an ledern zu werden; es sind immer dieselben dummen Gerichte, die sie wieder aufwärmt. Wenn nicht das Bischen Klatscherei wäre, man stürbe vor Ennui. Jetzt hetz' ich den Jessen und den Euler zusammen, die sich über die Uhlig entzweit haben. Es gibt doch wenigstens eine vierzehntägige Todtfeindschaft, und man hört kräftige Schimpfworte. Vielleicht machen sie mir sogar die große Freude sich zu schlagen. Ach, nach einer Prügelei lechzt meine Seele! Vielleicht gerathen Ligatschnek und der Graf Oßnek aneinander, wenn Letzterer zum Wallenstein herkommt. Ein Duell wäre auch so übel nicht; aber unser Held ist nur auf der Bühne von Adel. Was meinen Sie? Haben Sie gar keine Hoffnung auf einen Skandal?"

„Wer weiß," versetzte Schenk nachdenklich, „ob es nicht bald Skandal genug geben wird." Und er ging mit gemischten Gefühlen. Er fühlte sich zu der Sängerin hingezogen und von ihr abgestoßen, und das daraus entstehende Mißbehagen wich nur, wenn er in das reine, schöne Auge seines

Weibes sah, das sie beim Einstudiren ihrer Rolle mit edler Begeisterung oft gen Himmel schlug. Dann schämte er sich der in ihm entkeimenden Neigung zu der frivolen Sängerin, und nahm sich vor, sie so viel als möglich zu meiden, nicht als Sänger aufzutreten, und seiner geliebten Luise die heiligste Treue zu bewahren. Aber ach, was waren doch die Vorsätze dieses schwachen, schwankenden Charakters!

Die Aufführung des Wallenstein war eine großartige und gelungene, und Luise legte Zeugniß von sich ab, daß sie zur tragischen Künstlerin berufen sei. Wenn sie natürlich in manchen Beziehungen die Anfängerin noch nicht verläugnen konnte, so war doch die fromme, begeisterte Liebesglut, das schwärmerische Aufstreben ihrer Seelenschwingen nach sehnsüchtig geahneten, höhern Lebenskreisen und überirdischen Zuständen weit über alle Anfängerschaft erhaben. Man erkannte den Adler, der sehnsüchtig von seinem Horste zur Sonne schaute, wenn er auch den Flug dorthin noch nicht wagen konnte. Der Graf umarmte die angehende Künstlerin in den Zwischenacten, und als sie fertig war, zog Anastasia sie in die Loge zur Mutter, von der sie

mit den rührendsten Beweisen mütterlicher Zärtlichkeit überhäuft wurde.

Schenk spielte den Max, wie er Alles spielte, routinirt, gewandt, mit Verstand, ohne die Weihe des Kunstgenius; er war eben ein Schauspieler wie Tausende, die nichts verderben, und die scharfsichtige, boshafte Primadonna hatte ganz recht, wenn sie ihm prophezeite, daß er als Schauspieler bald schaal werden würde. Dagegen war Ligatschneck, als Wallenstein, ganz der düster grübelnde, gewaltige Feldherr, der dem Schicksal unterliegt, dem er trotzt. Er war vielleicht nie trefflicher in einer Rolle gewesen; denn noch nie hatten die eignen Leidenschaften so in seiner Brust gestürmt, zusammenbrausend mit den darzustellenden, als an diesem Abend. Er sah den Grafen Oßneck die Geliebte fort und fort umschmeicheln. Daß es aber nicht zu einem Eclat kam, wie die Sängerin wünschte, das verhütete Theresia's Klugheit.

Die nächste Vorstellung war Don Giovanni von Mozart, worin Schenk in der Titelrolle auftrat. Sein Gesang, verbunden mit seinem Spiel, bestätigten die Meinung, daß die Oper sein theatralisches Wirkungsfeld sei. Anna Bognar brillirte als Donna Anna neben ihm.

Am andern Morgen schloß der Director Garçon den Engagements-Contract des jungen Ehepaars ab, und Schenk mußte auf den wiederholt und dringend ausgesprochenen Wunsch des Grafen wenigstens die Regie der Oper übernehmen.

Noch an demselben Tage ließ die Gräfin Mutter den neuen Regisseur zu einer Unterredung auf ihr Zimmer einladen, und Schenk stellte sich zur bestimmten Stunde ein. Die edle Dame empfing den jungen Mann mit viel Herzlichkeit, obgleich unverkennbar eine Wolke des Trübsinns ihre hohe Stirn überschleierte.

„Herr von Zinkberg," begann die Gräfin mit einem wohlwollenden Lächeln, indem eine anmuthige Handbewegung ihn einlud, neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen, „erlauben Sie mir, daß ich Sie unter vier Augen und zwischen diesen vier Wänden mit Ihrem Namen benenne, der Sie mir gleich stellt. Es thut meinem Herzen wohl, Sie so zu nennen, und Sie werden dadurch demselben um ein Bedeutendes näher gerückt. Auch gilt das, was ich mit Ihnen jetzt zu reden habe, nicht sowohl dem Schauspieler, als dem Edelmann. Ja, dem untadelhaften Edelmanne will die Gräfin sich anvertrauen, will ihm ihr Herz ausschütten, ihr gan-

zes Vertrauen schenken und mit ihm überlegen, wie ihrer Noth abzuhelfen ist."

„Sie spannen meine Erwartung aufs Höchste, gnädige Gräfin, während ich nicht ohne Unruhe die Frage an mich stellen muß, ob ich eines solchen Vertrauens auch ganz würdig bin."

„Nein, sprechen Sie nicht so von sich, Herr von Zinkberg! Ihre Frau wird Ihnen gesagt haben, in welcher geistigen Beziehung ich zu ihr stehe. Sie ist meine Tochter; lassen Sie mich also Sie als meinen Sohn betrachten. Lebte mein ältester Sohn noch, er würde fast in Ihrem Alter sein, und ich hätte an ihm einen natürlichen Freund, Berather und Beschützer. Ersetzen Sie mir den Sohn — und sagen Sie nicht aus Bescheidenheit, die hier nicht an ihrem Platz wäre, daß Sie dessen nicht würdig seien. Doch zur Sache! Sie sind nun lange genug hier, um wenigstens die äußern Verhältnisse dieses wunderlichen Etablissements kennen gelernt zu haben, und es müßte mich Alles täuschen, wenn Ihr Scharfblick nicht auch die innern theilweise erforscht haben sollte."

„Manches weiß ich, manches vermuthe ich nur. Es kommt mir nicht zu, mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehen. Ich bin hierher gekom-

men, um mich der Bühne zu widmen. Verhältnisse, die über meinen Zweck hinaus liegen, würden nur störend auf mein Streben einwirken."

„Es scheint mir," versetzte die Gräfin fast traurig, „daß in diesen Worten eine vorschauende Abwehr gegen die Bitte enthalten ist, die meine Bedrängniß an Sie zu stellen im Begriff ist. Und doch sind Sie mir hier wie ein rettender Engel erschienen, sind der einzige Mann hier, der mein Vertrauen verdient, und zu dem ich mich in meiner Noth flüchten kann. Großer Gott! Und nun wollen Sie mich zurückweisen!"

„Gnädige Gräfin!" rief Schenk bestürzt. „Sie haben sich an den Edelmann in mir gewandt, und trauen ihm so wenig Ritterlichkeit zu, wie selbst der Schauspieler Schenk nie verläugnen würde, einer Dame mit Gut und Blut zu dienen. Befehlen Sie über mich und mein Leben; alle meine Kräfte stehen Ihnen zu Diensten. Möchte es Ihnen nur endlich genehm sein, mir zu sagen, worin diese Dienste bestehen sollen, damit ich rasch zur Ausführung derselben schreiten kann."

„Erst überlegen und dann handeln," sagte die Gräfin wieder ruhiger. „Ich wußte es, ich kann mich nicht in Ihnen getäuscht haben; aber ich bin

aufgeregt und leidenschaftlich. Meine Lage bringt es mit sich. Darum verzeihen Sie mir. — Hören Sie mein Unglück! — Die Liebhaberei oder vielmehr Leidenschaft meines Mannes für die Kunst der Bühne, die ihn von Jugend auf beherrscht hat, die ich mit ihm theilte, und die uns zusammengeführt hat, muß uns in kurzer Zeit in den Abgrund des Verderbens stürzen. Statt daß sie mit seinem vorrückenden Alter abnehmen sollte, nimmt sie im Gegentheil zu meinem Schrecken noch zu. Sie hat ihm jede Sorge um die Verwaltung unsres Vermögens zuwider gemacht, und seine Abneigung gegen das prosaische Rechnen und die Ausgabe mit der Einnahme in ein richtiges Verhältniß zu bringen, ist bis zu einem Grade gestiegen, der dem wahnsinnigsten Leichtsinn geldverschwendender Jugend gleich kommt. Würde die Sachlage in ihrer ganzen abscheulichen Wahrheit der Regierung bekannt, so zweifle ich keinen Augenblick, daß sie meinen Mann sofort öffentlich für untauglich erklären würde, sein Vermögen zu verwalten, und ihm, zu seiner Schande, aber zum Besten seiner Kinder, einen Vormund bestellte. Wie könnte ich es aber zu diesem Aeußersten kommen lassen, da mir noch andre Mittel und Wege aufstehen. Den besten hoffe ich mit und durch Ihre Güte

einzuschlagen. Leihen Sie mir Ihren Kopf und Ihre Hand, um mich und meine Kinder vor dem Verderben zu bewahren!"

„Ich bin bereit!" sagte Schenk mit erkünstelter Dienstfertigkeit, aber sein Herz war nicht in seinen Worten, und ihm schauderte innerlich vor der Aussicht, die ihm die Gräfin eröffnete; denn Rechnen und Wirthschaften war eben auch nie seine starke Seite gewesen, und wenn seine Kasse leer war, konnte er eben so wenig begreifen, wohin ihr Inhalt gerathen war, als es der Graf im Stande zu sein schien.

„Diese unverzeihliche Nachlässigkeit," fuhr die bekümmerte Frau fort, „hat uns ganz in die Hände dieses Garçon gegeben, der, ohne allen Zweifel, ein ausgefeimter Schurke ist. Wir besitzen sechs große Rittergüter, die jährlich ein so bedeutendes Kapital abwerfen, daß der Graf seiner Theaterleidenschaft nachhängen könnte, ohne daß wir dadurch jemals in eine mißliche Lage versetzt werden dürften. Aber die Fahrlässigkeit meines Mannes, der die ganze Verwaltung der Güter, des Theaters und selbst unsres Hauswesens diesem gewissenlosen Menschen in die Hände gegeben, hat uns dem Ruine zugeführt. Sie werden an der Möglichkeit zweifeln, und doch ist es

schreckliche Wahrheit: so lange dieser verschmitzte Halbfranzose Verwalter unsres Vermögens ist, hat ihm der Graf noch nie einen Rechnungsabschluß oder irgend eine Rechenschaft abverlangt. Garçon erhebt die Gelder von den Pächtern und Verwaltern der verschiedenen Nutzungen, und zahlt an uns und an das Theaterpersonal, ohne daß der Graf je nach dem Wieviel fragt. Anfänglich hat er die Sache, da sie ihm stets unbequem und zuwider war, fort und fort hinausgeschoben. Wenn Garçon mit den Rechnungsbüchern kam, hieß es: „Ich habe jetzt keine Zeit; ich muß dies und das verrichten. Kommen Sie ein anderes Mal!“ Als er sich auf diese Weise mehre Male abgewiesen sah oder bemerkte, daß der Graf seinen Vorträgen zerstreut zuhörte und nachher gar nicht wußte, wovon eigentlich die Rede gewesen war, kam er natürlich nicht wieder. Der Graf bestätigte ihn auch darin, indem er ihn nicht aufforderte, im Gegentheil stets zu ihm sagte: Ich vertraue Ihnen ganz; Sie besitzen mein unbeschränktes Vertrauen u. s. w. Dieser Mensch ist als ein ganz erbärmlicher, zerlumpter Schauspieler hierher gekommen, und ich fürchte, er ist jetzt im Besitz eines ungeheuern Vermögens, während wir arm geworden sind. Jetzt nun mag der Graf wohl einsehen, wie

die Dinge beschaffen sind, und ich habe dies aus mehreren seiner Aeußerungen entnommen; aber jetzt fürchtet er sich vor ihm. Eigl war — das weiß ich aus seinem Munde — entschlossen, sich Ihnen anzuvertrauen, eh' Sie noch hier waren, und wir nur aus den Mittheilungen Ihrer Braut entnahmen, wie trefflich Sie sich zu einem Regisseur und Theaterdirector eignen würden; aber bis jetzt ist immer noch nichts von Seiten meines unverbesserlichen Mannes geschehen, und ich merke nur zu deutlich, daß er aus Furcht vor Garçon schweigt."

„Sie haben gewiß Recht, gnädige Gräfin; auch ich habe die Ueberzeugung, daß der Graf große Scheu hegt, diesen alten und, wie es mir scheinen will, schlimm gewordenen Krebsschaden zu berühren. Doch eröffnen Sie mir Ihre Ansicht, was zu thun ist, und namentlich auf welche Weise Sie meine geringen Kräfte dabei zu betheiligen gedenken?"

„Ach Gott, ich habe keine Ansicht. Meine schwarzen Ahnungen flüstern mir zu, daß wir am Rande des Verderbens stehen, welches Garçons schlaue Hand mit schwachen Stützen überkleidet hat. Wenn wir erst auf diesen wandeln, und sie unter unsern Füßen zusammenbrechen, dann ist's zu spät. Mein thörichter Mann verschließt aber die Augen mit Ge-

walt, um nicht zu sehen, wohin ihn und uns seine leichtsinnige Sorglosigkeit, die seiner grauen Haare spottet, geführt hat. Also rathen Sie mir, liebster Zinkberg, was ist zu thun, was ist zu beginnen, um unserm Untergange vorzubeugen?"

„Zuerst wäre natürlich Garçon zur Ablegung einer genauen Rechenschaft zu vermögen", sagte Schenk mit gedrückter Stimme, während große Schweißtropfen auf seiner Stirn perlten, die ihm die behagliche Wärme des Zimmers nicht allein ausgepreßt hatte, „dann diese Rechnung von einem Sachverständigen, einem Manne von Fach, prüfen zu lassen. Ich erlaube mir aber zu bemerken, daß ich das durchaus nicht bin. Endlich wäre Garçon zu removiren, und seine Stelle einem ehrlichen, thätigen Manne anzuvertrauen, der in Gemeinschaft mit Ihnen die Güter verwaltete, da der Graf, so weit ich ihn kenne, sich nie herbei lassen wird, Rechnungen durchzusehen und Geldgeschäfte zu machen."

„Und würden Sie nicht mir zu Liebe die Leitung einer solchen Geschäftsführung über unser Vermögen mit dem Posten eines Theaterintendanten zu übernehmen geneigt sein?"

„Ach, gnädige Frau, zu nichts in der Welt passe ich weniger, als zum Rechnen! Mein Leib

und Leben für Sie, aber rechnen kann ich nicht. Wie nur sollte ich es anfangen?"

„Nun da sind wir ja auch noch nicht!" tröstete die Gräfin lächelnd den erschrockenen, jungen Mann. „Erst müssen wir uns des Garçons entledigen."

„Aber wer darf sich anmaßen, in dieser Sache ohne des Grafen ausdrücklichen Befehl und ohne vollkommenste Willensübereinstimmung mit ihm zu handeln? Ich fürchte, der Graf wird seine Zustimmung nicht geben, ja, und wenn ich blos von Ihnen, gnädige Frau, autorisirt, gegen Garçon auftrete, hätte ich nicht nur zu erwarten, daß der Graf mich gänzlich im Stiche ließe, sondern sogar, daß er Partei gegen mich nähme? Wir müssen uns also vor allen Dingen des Grafen zu versichern und eine schriftliche Vollmacht für mich von ihm zu erwirken suchen, ach, und dann kann er uns noch vor Anbeginn der Schlacht oder mitten im Treffen desertiren."

„Ja, ja, leider haben Sie Recht! An seiner Charakterlosigkeit wird Alles scheitern."

„Wenn ich wirklich zu Ihrer Familie zu gehören die Ehre hätte, wenn meine Frau in der That ihre Tochter wäre, gnädige Gräfin, dann hätte ich Fug und Recht, nicht nur gegen den Director Gar-

çon, sondern auch gegen den Herrn Grafen selbst, entschieden und energisch aufzutreten. Aber unter welcher Firma soll ich es jetzt thun? „Wie", fuhr er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit lebhafterer Stimme fort, „wenn Graf Oßneck —"

„Das ist ein herrlicher Einfall!" rief die Gräfin erfreut. „Ja, wenn der junge Oßneck Theresien heimführt, dann ist uns geholfen. Oßneck soll ein tüchtiger Jurist sein; die Güter und das Vermögenswesen seines Vaters sind in der trefflichsten Ordnung, die Beamten dort einsichtsvolle Leute. Sobald also Therese Gräfin Oßneck wäre, hätte ihr Mann die vollkommenste Berechtigung, die Angelegenheiten seines Schwiegervaters ebenfalls in Ordnung zu bringen. Ich würde mich mit dem Schwiegersohne verbinden. Sie würden uns gewiß nach Kräften beistehen; Oßneck würde einigen seiner sachverständigen Beamten das schwierige Rechnungswesen, die Revision und Prüfung der Angelegenheit übertragen, und so würden wir binnen wenigen Monaten klar sehen in dieser verwirrten Sache. Diesen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben."

Schenk war noch froher als die Gräfin, einen möglichen Ausweg aus der fatalen Lage gefunden zu haben, in welche ihn das Vertrauen der Gräfin

zu versetzen im Begriff gewesen war, und er bestätigte sie hastig in ihrer Meinung: „Gewiß, Oßnecksche Beamtete müssen das Geschäft besorgen; denn die Ihrigen spielen — fürcht' ich — mit Garçon unter einer Decke, und welche Mittel hätt' ich gegen eine solche Macht mit Erfolg aufzutreten?"

Die Gräfin sah wohl auch ein, daß Schenk nicht der Mann war, der im Chaos des Verwaltungs- und Finanzdepartements ihres Hauses Ordnung herstellen und Hülfe leisten könne, und klammerte sich deshalb um so fester an den Gedanken: diese Hülfe werde und müsse ihr von Graf Oßneck kommen. „Aber er hat noch nicht um meiner Tochter Hand geworben!" warf sie sich selbst ein. „Glauben Sie, daß er ernstliche Absichten auf Theresien hat?"

„Ohne Zweifel! Sein Benehmen ist von der Art, daß man auf eine starke Liebe schließen muß, die er für sie gefaßt hat."

„Und dürfte diese Liebe von Theresien erwiedert werden?"

Schenk hütete sich wohl, der mütterlichen Freundin etwas von Theresiens Verhältniß mit Ligatschnek zu verrathen; — so unbefangen als möglich antwortete er also: „Erforschen Sie das Herz Ihrer

Tochter, gnädige Gräfin! Das kann Niemand besser gelingen, als Ihnen. Und sollten Sie vielleicht die Entdeckung machen, daß dies junge, stolze Herz noch nicht in Liebe zum Grafen Oßneck entbrannt sei, so werden Sie mit mütterlicher Beredtsamkeit Ihrer Tochter die großen und wichtigen Vortheile zu schildern wissen, welche aus dieser Verbindung für Ihr Haus entspringen müssen. — — Und Graf Oßneck ist ja ein schöner, geist- und kenntnißreicher Jüngling, eine Zierde des Ungarischen Adels. Es wird gewiß auf Theresens Benehmen gegen den Grafen ankommen, die Werbung desselben zu beschleunigen."

„Sie wird und muß ihn heirathen! Und Sie, Herr von Zinkberg, übernehmen dann die Intendanz des Theaters. Sie sehen, ich kann Ihre Hülfe nicht entbehren, wenn ich Sie auch vom Rechnen dispensire, so wenig, — wie die Hülfe Ihrer Frau, die die geistige Mutter, die Lehrerin und Erzieherin des künftigen Besitzers dieser Güter geworden ist. — Nicht wahr, Sie übernehmen die Leitung des Theaters?"

„Wenn ich Sie dadurch erfreue, gnädige Frau", versetzte Schenk, durch die Erinnerung an die Stellung seiner Frau zu Mar unangenehm berührt,

„aber erst muß der Garçon fort sein. Mit diesem Manne mag ich in keinen Conflict gerathen."

„So sei's!" rief die Gräfin erleichtert. „Ich spreche heute noch mit Theresien."

Schenk küßte ihr die Hand, und ging ebenfalls leicht von dannen, wie Einer, der durch Glück und Schlauheit einer großen Gefahr entronnen ist. Er begriff nun, weshalb man in ihm allgemein den neuen Theaterintendanten gesehen, und weshalb Garçon sich so diplomatisch vorsichtig gegen ihn benommen hatte. Der leichtsinnige, junge Mann sah die beabsichtigte Verwandtschaft der gräflichen Häuser Eigl und Oßneck noch ziemlich weit im Felde liegen, und dahinter noch seine versprochene Theilnahme an der Regulirung der Vermögensverhältnisse und die Theaterintendanz, vor welchen Dingen allen ihm graute. Er hoffte also noch lange Zeit zum sorgenlosesten Leben zu haben, und fing gleich damit an, seiner Freundin Bognar einen Besuch zu machen.

Das Jahr 1805 hatte begonnen; in Oszlan waren die Dinge scheinbar so geblieben, im Innern hatte die Zeit mit leiser Hand Vieles geändert und umgestaltet. Eines Abends saßen die drei unermüdlichen Hofmacher der Primadonna um das So-

pha derselben, auf welchem die Schöne nachlässig ausgestreckt war. Der Ofen in der Nähe hauchte behagliche Wärme, während der Winter an den Fenstern stürmte. Ein Paar Wachskerzen verbannten die poetische Dämmerung nicht aus dem Zimmer, in welcher sich's am Bequemsten plaudern läßt. Willmann hatte den heute empfangenen Wiener Brief noch in der Hand, aus welchem er der Freundin die frischesten Neuigkeiten aus der Hauptstadt mitgetheilt hatte. Lommler fütterte das Taubenpaar, welches er Annen zum Weihnachtsgeschenk verehrt und dem sie mit der Hand jetzt liebkos'te, und Soltau beäugelte sich im großen Trummeau, dem er sich, wie immer, gegenüber gesetzt hatte.

„Hat Keiner von Ihnen Näheres über den seltsamen Eclat auf dem Weihnachtsballe in Presburg gehört?" fragte Anna gähnend.

„Wer könnte die Geschichte genauer wissen, als Sie, Verehrteste!" lispelte der Chordirector mit spitzen Lippen. „Herr von Schenk wird Ihnen gewiß alle Details mitgetheilt haben."

„Ja, wenn er sie selbst wüßte!" lachte die Sängerin. „Seine Frau Gemahlin findet aber nicht für gut, sie ihm mitzutheilen."

„Das gönn' ich ihm!" rief der Puppenkopf

schadenfroh. „Er hätte seine junge, schöne Frau nicht mit den Gräfinnen und dem verrückten Buben allein nach Presburg fahren lassen sollen. Aber ich weiß schon, weshalb er sie gern fahren ließ und noch lieber allein hier blieb", und damit deutete er mit dem Zeigefinger lachend auf die Sängerin.

„Sie Unverschämter!" Und eine Taube, die sie nach ihm schleuderte, schlug flatternd ihr Flügelpaar um seinen Kopf. „Meinetwegen hätte er als zärtlicher Gatte die Fahrt mitmachen können. Aber da der Graf unwohl war und nicht mitfahren konnte, schickte es sich nicht für Schenk, die Damen allein zu begleiten. Uebrigens ist die Einladung des Grafen Oßneck so gestellt gewesen, daß man sie nicht wohl anders, als auf die Damen beziehen konnte, und ich glaube, aus diesem Grunde ist der Graf krank geworden.

„Kann sein", meinte Willmann. „Aber wie hat Ihnen denn Schenk das auffallende Ereigniß aus dem Munde seiner Frau mitgetheilt?"

„Sie erzählt: ein Knabe habe sie im Saale, als sie eben einen Tanz beendigt, aufgesucht und ihr die Nachricht überbracht, ihr Gatte sei angekommen, könne aber wegen seiner Reisekleidung nicht im Saale erscheinen, sondern erwarte sie in

einem Nebenzimmer, um sie zu begrüßen. Arglos sei sie dem Knaben gefolgt, der sie in ein weit abgelegenes Zimmer geführt, wo einer der Tänzer auf sie zugeeilt sei, um sie zu umarmen und eine Fluth von Entschuldigungen vorzubringen. Sie habe nicht sogleich das Schreckliche ihrer Lage begriffen, als auch schon die Thüre hastig geöffnet worden sei, und Max, hereinstürzend, sich auf den zärtlichen Herrn geworfen und denselben mit Nägeln und Zähnen so übel tractirt habe, daß er nicht wieder auf dem Balle habe erscheinen können. Madam Schenk habe aber dadurch Zeit gewonnen, sich zu retten. Der betrogene Liebhaber sei so ungroßmüthig gewesen, sich durch Schläge an Max zu rächen, und nachdem die angefochtene Schöne die Gräfin Mutter und den Grafen Oßneck von dem Vorfall benachrichtigt, und diese den ritterlichen Max gesucht, habe man ihn übel zugerichtet und halb todt in dem Zimmer gefunden. Wer der Abscheuliche gewesen, der Luisens ehelicher Treue so hart zugesetzt, wäre nicht mehr zu ermitteln gewesen. — So hat sich die Sache gewiß nicht ereignet; denn diese Geschichte ist eine Zusammensetzung von lauter Unwahrscheinlichkeiten. „Mich dünkt," fügte sie

mit dem ihr eigenthümlichen, boshaften Lächeln hinzu, „der alberne Max ist ihr zu sehr ungelegener Zeit zu Hülfe gekommen.“

„In Trentschin vertraute mir Jemand, den ich nicht nennen darf,“ bemerkte Soltau, „der Graf Oßneck sei selbst der Liebhaber der Frau von Schenk gewesen.“

„Alberne Erfindung!“ lachte die Sängerin. „Inzwischen ist etwas Geheimnißvolles in dem Ereigniß, das die Betheiligten mit allem Fleiß verhüllen und verschleiern. Sollte der galante Herr, dem der dreiste Bube einen so schlimmen Streich gespielt, ein früherer Liebhaber der Schenk gewesen sein?“

„Sehr möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, Carissima!“ ließ sich der Tenorist vernehmen. Die zimpferliche Sprödigkeit und die ausnehmende Vornehmthuerei dieser Dame sind mir schon lange verdächtig vorgekommen. Sie geht mit Niemand weiter um, als mit den Gräfinnen, und doch hat man nicht erfahren können, wer sie ist. Man hat behauptet, sie sei mit der gräflichen Familie verwandt; aber nirgend ist dies ausgesprochen. Alles ist in Geheimniß gehüllt, und sicherlich hängt der Vorfall in Preßburg damit zusammen.“

„Sie werden schon wissen, wer Madame Schenk ist, und welche Bewandtniß es mit ihr hat!" spottete der auf die Gunst, in welcher Schenk bei der Sängerin stand, eifersüchtige Willmann. „Sollte Herr Schenk Ihnen nicht Beichte gesessen haben?"

„Ja ich weiß es; ich weiß noch viel mehr über dieses Ehepaar und seine Beziehungen zur gräflichen und zu andern vornehmen, ja fürstlichen Häusern, aber ich werde es Ihnen nicht verrathen," sagte Anna ärgerlich, da sie in der That nichts wußte, und nahm sich im Stillen vor, bei Schenk alle Mittel anzuwenden, um ihm das Geheimniß zu entlocken.

„Das steht ganz bei Ihnen, Carissima. Meinetwegen mag die Donna Luisa sein wer sie will. Mir ist nur etwas auffallend bei der ganzen Sache, nämlich, daß der Junge, der Max, der doch eigentlich nur ein kleines Vieh war, oder eigentlich noch dümmer als ein Vieh, durch diese Dame ein Mensch geworden ist, oder eigentlich noch gescheidter als ein Mensch, und dies in noch nicht vollen drei Monaten. Hier ist ein Wunder geschehen, wie es wenige gibt, und wie ich noch keins erlebt habe. Vor sechs Wochen kannte der junge Graf noch kei-

nen Buchstaben, heute lies't er nicht nur sehr geläufig, nein, mit Gefühl, mit Ausdruck, mit Accent! Er schreibt auch eine schöne Hand, und bringt seltsame Gedanken zu Papier. Und — der in Jahren von keinem Lehrer ein Wort lernte, hat dies Alles spielend in diesen Paar Wochen von Madame Schenk gelernt. Jetzt treibt sie schon französisch mit ihm, und wird, auf meinen Vorschlag, nächstens Fenelons Telemaque mit ihm lesen."

„Es ist wahrhaft erstaunlich!" bemerkte Soltau, aber auch körperlich hat sich der junge Herr Graf sehr zu seinem Vortheil geändert. Im Herbste noch ein armes schwächliches Kind, das kaum gehen konnte, ist er heute, zwar ein zarter, aber doch schlanker, stattlicher Jüngling, der sich zu halten und zu tragen weiß; ein sanftes Roth schimmert durch seine Wangen, seine Locken fallen in gefälligen Ringeln, und sein großes Auge, sonst so matt und ausdruckslos, strahlt von Lust und Freude, Geist und Leben."

„Er weicht ja aber auch der schönen Frau nicht von der Seite," stachelte der Puppenkopf, „und nimmt dem guten Schenk jede Gelegenheit, seiner Gemahlin die herkömmlichen Zärtlichkeiten zu erweisen, weshalb sich dieser wohl oder übel nach

einem andern Gegenstande umsehen muß, bei dem seinen Caressen keine so kindischen Störungen entgegen stehen."

„Abscheulicher Mensch!" rief Anna, und die zweite Taube flog an den Puppenkopf.

„Erlauben Sie mir, Carissima, Sie machen den seltsamsten Gebrauch vom Vogel der Venus. Flattert die Taube deshalb als Gespann am Muschelwagen der Liebesgöttin, daß Sie sie Ihren Anbetern an den Kopf schleudern sollen?"

„Immer als Liebesbotin, Carissime," versetzte die Sängerin, „aber der modernen Liebe. Die Sache ist zwar geblieben — ich meine die Liebe — seit der Zeit, als Venus aus dem Meere stieg, aber die Ansichten darüber haben sich sehr geändert, und die girrende Taube, die sonst den verliebten Damon in den Hain zur verliebten Phyllis lockte, fliegt jetzt, von Frauenhand geschleudert, dem stichelnden Anbeter an den Kopf. Es ist alles Liebe."

„Es ist wahr, Carissima. Aus Liebe schenkte ich sie Ihnen; dafür bombardiren Sie einen Andern aus Liebe damit, und schicken einem dritten ihre Liebesbriefe durch diese Tauben, und setzen sie einem vierten soliden Liebhaber, der Sie hei-

rathet, als gebratene, mit Fülle gestopfte Tauben vor."

„Pfui, ich heirathe nicht. Wir sehen es ja wieder an der Schenk'schen Ehe, was dabei herauskommt. Ich fürchte sehr, der gute Schenk muß seinen Platz im Ehebette dem blondgelockten Knaben abtreten, über den jetzt alles Wunder und Zeter schreit. Der Max ist in die Schenk verliebt, damit ist das ganze Räthsel gelöst. Was will Herr Karl Schenk machen? Jetzt schläft der Junge im Zimmer neben der Frau, bald wird er in demselben Zimmer schlafen und so weiter, Schenk darf der Gräfin Mutter und seiner Gemahlin nichts abschlagen. O, wir werden noch Köstliches erleben. Lieber Himmel! der Junge hat ja ein Recht dazu; er ist ihr ja an die Linke getraut worden. Die Geschichte war vom ersten Anfang auf den Skandal angelegt. — Doch, Adieu, meine Herren! Ich muß Skala singen."

Das Anbeter-Kleeblatt trollte sich, und Anna wickelte sich dichter in ihren Shawl. Dann nahm sie die Kerzen und ging nach ihrem etwas abgelegenen Boudoir. Dort fand sie Schenk an der Lampe lesend. Sie hatte ihn erwartet. Nur er hatte Zutritt zu diesem Gemach.

„Die Partitur der Königin von Golkonde ist angekommen," redete Schenk mit Affect nach der Begrüßung. „In diesem Boyeldieu ist der Bühne ein neuer Stern aufgegangen. Die Königin ist eine herrliche Partie für Sie, Anna. Ich werde die Oper mit Ihnen einstudiren; auch für mich ist eine sehr dankbare Partie darin. Sie ist in Wien mit großem Beifall gegeben worden. — Aber Sie freuen sich nicht darüber?! Sie sind verstimmt?" —

„Ja ich bin's. — Ich freue mich auch nicht mehr. Was helfen mir die schönsten Partien, was helfen mir meine glänzendsten Leistungen vor diesen paar Ungarischen Ochsen und einigem andern adligen und bürgerlichen Vieh! Meine Existenz hier ekelt mich an. Ich will fort, ehestens fort, — und bin fest entschlossen dem Grafen am nächsten Gagentage zu kündigen."

„Anna, das könnten Sie mir thun?" rief Schenk schmerzlich.

„Ich Ihnen?! Nun warum denn nicht? Weshalb soll ich es Ihretwegen nicht thun, mein Herr?! Weshalb soll ich mich Ihretwegen zu Tod langweilen, ärgern und grämen, mein Herr? — Hat mich die Natur deshalb mit einer brillanten Stimme bedacht, daß ich hier versauern und verfaulen soll,

ungekannt, unberühmt, ein Spielzeug dieses verrückten Grafen und Klatschfutter für verfluchtes Komödiantenpack? Und das alles Ihretwegen, Herr von Schenk, — oder wie Sie sonst heißen? Sind Sie mein Gatte? Nein! — Sind Sie mein Geliebter oder Liebhaber? Nein! — Sind Sie mein Freund? Nein! — Nicht einmal meinen Anbeter darf ich Sie nennen, wie die Herren Lommler, Soltau und Willmann."

„Anna, das können Sie mir sagen? — Das ist schmerzlich! — Ich nicht Ihr Freund! — Wer ist dann noch eines Menschen Freund, wenn ich nicht der Ihrige bin? — Aber freilich, Sie haben mir einen weit untergeordnetern Platz zugedacht; Sie haben mich zu Ihrem Sklaven gemacht."

„Ach, welche triviale Sentimentalität! Das ist in der That von Ihnen abgeschmackt, und für mich langweilig. Von einem Sklaven verlange ich unbedingt Gehorsam, und Sie erfüllen mir nicht die kleinste Bitte. Von einem Freunde verlange ich — und mit vollem Rechte — Vertrauen, unbegrenztes Vertrauen, und Sie machen mir aus allen Dingen, die Sie angehen, ein Geheimniß. Jedermann weiß mehr von Ihnen und Ihren Verhältnissen, als ich, und ich muß mich oft ver-

höhnen lassen, daß ich über Verhältnisse, die Sie betreffen, in dicker Finsterniß bin, die die Sperlinge auf den Dächern ausplaudern. Nein, Herr von Schenk, ich bin Ihnen nichts, und Sie sind mir nichts! Wir sind uns ganz blutfremde und einander gleichgültige Personen." Der wankende Ton ihrer Stimme ging zuletzt in ein lautes Schluchzen, und dieses in ein ersticktes Weinen über. Das Gesicht in ihr Battisttuch gedrückt, eilte sie nach der Thüre, um sich zu entfernen; aber Schenk vertrat ihr den Weg, und fing das üppige Weib in den Armen auf.

„Ich sehe mein Unrecht an Ihnen ein, ich bekenne es reumüthig, und will es gut machen, und wenn Sie Alles wissen, werden Sie mich entschuldigen," sagte der charakterschwache Mann, und küßte die nur sanft Widerstrebende leidenschaftlich auf den schönen, schmollenden Mund. „Anna, ich will Ihnen den glänzendsten Beweis liefern, daß ich mehr als Ihr Freund, daß ich Ihr Verehrer, Ihr Anbeter — aber nicht in der schalen, erbärmlichen Bedeutung dieser Worte, sondern in der edelsten, erhabensten, heiligsten — bin. Lassen Sie sich diese Thränen des gerechtesten Unmuthes aus Ihren schönen Augen küssen!"

„O, ist es denn ein Mann werth," sagte die Sängerin immer noch mit weicher Stimme, „daß das Herz eines armen, schwachen Weibes sich ihm hingiebt! Versteht es denn Einer zu würdigen, daß ein solches weich geschaffenes Herz alle Schranken der bürgerlichen Convenienz überspringt, und sich gegen die Dolchstiche der Gemeinheit panzert, die nichts destoweniger durch die Fugen hindurch dringen, und ihm sein edelstes Blut unter unsäglichen Schmerzen abfordern, alles, alles, um mit durstiger Seele aus dem reichen Geiste eines Mannes zu trinken, der, wenn er das blutende und doch jubelnde Herz mit Seligkeit berauscht, und ihm den Flammenkuß der Sinnlichkeit aufgedrückt hat, wie ein Kainszeichen, dieses Herz mit Füßen tritt, oder noch schlimmer — gleichgültig verläßt?! Mag es versteinern, mag es elend und schlecht werden, mag es schreckliche Rache nehmen an der ganzen Männerbrut, mag es in Todesqualen verzucken, was kümmert das den Mann? Es ist ja nicht das Herz seiner ihm vom Priester mit dem Kirchensegen angetrauten Ehefrau. — Gehen Sie, Herr von Schenk! Sie sind ein Mann, wie andre. Sie haben eine junge, schöne, geistreiche Ehefrau. Bringen Sie ihr die gebührenden Huldigungen

Ihrer ehelichen Treue dar, die Sie verrätherisch einer Person zuzuwenden im Begriff stehen, die so schwach war, Ihnen einiges Wohlgefallen zu verrathen, und Ihnen merken zu lassen, daß Sie ihr werther wären, als das andre Männergesindel, und so stark, sich über die erbärmlichen, hohlen und albernen Vorurtheile der Welt zu erheben. Gehen Sie! Jagen Sie das Knäblein von der Seite Ihrer Luise, das im Begriff steht, Ihnen ihr Herz zu entwenden. Wir sind wett; ich will Ihre Geheimnisse nicht wissen."

Aber er zog sie auf das Sopha; sie widerstrebte seinen Küssen nicht, sie erwiederte sie bald, und flüsterte ihm, glühend und in Thränen „geliebter Mann!" zu. So war ihm denn die Zunge gelöst, und sie erfuhr Alles, was sie wissen wollte, ja noch mehr. Er gestand ihr, daß er mit gutem Grunde vermuthe, zu dem Fürst-Liechtensteinschen Hause in den engsten Beziehungen zu stehen, er plauderte von seinen Reisen, von seinem Aufenthalte in Troppau, von der Liebschaft mit der Räthin Schaller, von Luisens Vater und Bräutigam, er erzählte die Entführung, er nannte alle Namen. Aber auch die Verbindung und Verirrung der Gräfin Eigl mit Schenk von Birkendorf

gab er Preis, und sprach es aus, was bis jetzt noch nicht ausgesprochen worden war, daß nämlich der verstorbene älteste Sohn der Gräfin eine Frucht ihrer leidenschaftlichen Verbindung mit seinem Schwiegervater gewesen, ja selbst in Bezug auf Max und sein Entstehen walte ein sonderbares, mit dem Major von Birkendorf in Verbindung stehendes Geheimniß ob. Die Gräfin habe nämlich nie aufgehört, den Major zu lieben, so wie sie eigentlich ihren Gemahl nie geliebt habe. Daher ihre mehr als mütterliche Liebe zu seiner Frau. Dieser nun habe sie vertraut, daß eines Nachts ihr sehr lebhaft geträumt, Birkendorf komme zu ihr in ihr Schlafkabinet, küsse und umarme sie inbrünstig, und sie erwiederte seine Liebesbezeigungen mit der ganzen Glut jugendlicher Gefühle. Obgleich sie nun zwar mehrere Besuche ihres Gemahls empfangen, so habe sie sich doch seit jener Nacht mit einer eigenthümlichen Empfindung Mutter gefühlt, und sie habe den Knaben geboren, dessen physische und geistige Kräfte gebunden gewesen bis jetzt, wo sie, durch Luisen gelöst und geweckt, sich einer so bewunderswürdig raschen Ausbildung fähig zeigten.

„Die Geschichte klingt romanhaft wunderlich

und unglaublich," lächelte die Bognar auf ihre pikant schlaue Weise; „sie wird sich wohl etwas natürlicher verhalten."

„Aber der Major und die Gräfin haben sich seit jenem Duellabenteuer nicht wieder gesehen."

„Ei, lieber Schenk, ich glaube, Sie sind von den Schwärmereien Ihrer Frau angesteckt worden, und glauben ein wenig an Wunder und Zeichen. Aber die Wunder des Neuen Testaments ereignen sich nicht mehr in unsern prosaischen Zeiten. Seit dem unbefleckten Empfängniß der heiligen Maria ist so etwas nicht wieder vorgekommen. Um sich diese Geschichte von der Frau Gräfin erzählen zu lassen, dazu gehört in der That nur Ihre liebe, gute Frau. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß Sie auch ein klein wenig sympathisiren, das habe ich nicht vermuthet."

„Nun, wie wollen Sie die Sache erklären?"

„Ei, wodurch anders, als durch ein zärtliches Rendezvous, welches der Major und die Frau Gräfin sich nicht im Traum, sondern in der Wirklichkeit, nicht als Schatten, sondern als Menschen mit Fleisch und Bein, gegeben haben. Mein Gott, zwischen hier und Troppau ist doch der Weg nicht so lang, als daß man nicht in der Mitte desselben

auf eine schickliche Weise zusammen kommen könnte! — Glauben Sie doch keine Mährchen! Ueberlassen Sie dies der Naivetät Ihrer Frau, die das Brüderchen wie ein gottgeschenktes, ihr geheimnißvoll verwandtes Wunderkind anstaunt, die Stelle einer Wärterin und Kindermagd, eines Präceptors, einer Bonne, einer Freundin, wahrscheinlich bald einer Geliebten, und, beliebt's Gott, noch eine süße Stelle weiter bei ihm einnimmt."

„Wie bitter Sie wieder spotten!"

„Im Ernst, guter Schenk, vergönnen Sie Ihrer wahren Freundin ein gut gemeintes, aufrichtiges Wort in dieser Sache! Sie spielen eine unbegreifliche Dupe, und sind, zu meinem großen Aerger und Schmerz, die Zielscheibe des Spottes und der Persiflage des ganzen Theaterpersonals geworden. Wenn Sie alle die impertinenten Geschichten gehört hätten, die man von Ihnen, Ihrer Frau und dem jungen Grafen zu erzählen weiß, Sie hätten dem Skandal nicht so gleichgültig zugesehen. Und ein Skandal ist's in der That und Wahrheit, wie Ihre junge Gattin mit dem Buben umgeht, und der Skandal wird zur widerwärtigsten Abscheulichkeit, wenn man vollends erst weiß, daß er ihr leiblicher Bruder ist."

„Ja, bei Gott! das muß anders werden!“ fuhr Schenk auf. „Ich dulde es nicht länger! Ich werde sehr ernstlich mit Luisen reden: der Knabe muß von ihr entfernt werden, oder ich ergreife Maßregeln, die ihr unerwartet kommen dürften. Das Ereigniß auf dem Ball in Preßburg hat mich schon sehr aufgebracht, und ich bin es meiner Ehre schuldig, daß meine Frau nicht mehr die Bonne und Wärterin eines blödsinnigen Buben ist.“

„Etwas Charakter wird Ihnen und ihr förderlich sein. Sie sind zu gut, Schenk. Aber Sie sind Edelmann und Künstler. Halten Sie streng auf die Würde Ihres Standes und Ihrer Kunst!“

„Ich will es! Ich verspreche es Ihnen, dem ersten Weibe von Charakter, das ich bewundre.“—

Spät in der Nacht verließ er die ihm so gefährliche Sirene, und warf sich stundenlang unruhig auf seinem Lager umher.

„Mir hat geträumt,“ erzählte Max Luisen, die im züchtigen Morgenneglig´e ihm das Frühstück bereitete, „Du saßest auf einem goldnen Throne, der auf roth angestrahlten Wolken stand, und hat-

test ein dunkelblaues, mit Sternen gesticktes Kleid an; es waren aber wirkliche Himmelssterne, und der Stoff des Kleides ein Stück Himmelsteppich. Ich sah auch am Himmel über mir die Stelle, wo das Stück zu Deinem Kleide aus dem Sternenmantel herausgeschnitten war. Diese Stelle war lauter Goldglanz, wie neulich, als Du mir den Sonnenuntergang zeigtest, und auch so purpurroth und prachtvoll, wie jener Sonnenuntergang; ich sah die Englein drüber hinfliegen, denn gehen konnten sie ja nicht an der Stelle, wo ein Stück zu Deinem Kleide herausgeschnitten war; sie wären ja durch das Loch herabgefallen. Da war's denn gut, daß sie Flügel hatten, da konnten sie doch drüber hin, die kleinen, rothwangigen Bursche. Du aber hattest eine blitzende Krone von großen Sternen auf, Planeten nennst Du sie und sagst, sie werden wie unsre Erde, die auch ein Planet ist, von der Sonne erleuchtet. Also von Planeten war Deine Krone. Dein Scepter war ein grüner Lilienstengel mit drei Lilienkelchen. Ich lag zu Deinen Füßen auf dem Wolkenbette, und war so selig, wie ich immer bin, wenn ich Dir zu Füßen liegen darf. Da neigtest Du das Scepter, und die Lilien berührten meine Stirn, und duftender

Blumenbalsam floß aus ihren Kelchen über mich her. Der Saft der einen Blume floß mir in die Augen, da sah ich in den tiefen Bauch der Erde hinab, wie kleine geschäftige Geister das Wasser bereiten, das aus der Erde quillt, und das Feuer schüren, das dort brennt, und die Metalle erzeugen, die dort wachsen; die andre Blume leerte ihren vollen Kelch in meine Ohren, da verstand ich die Stimmen der Vögel wieder, wie einst —"

„Hast Du sie schon einmal verstanden?" fragte Luise, seine Plaudereien von seinem jüngsten Traumgesicht unterbrechend; denn er tischte ihr fast jeden Morgen den umständlichen Bericht von einem Traume auf, in welchem sie und er immer in einer wunderbaren Weise die Hauptpersonen waren, und sie hätte ihn gern von diesen Träumen abgezogen, um seine ungetheilte Seele der Wirklichkeit zuzuwenden.

„Als Du noch nicht hier warst, konnte ich mit allen Thieren reden, wenn ich allein mit ihnen war. Es war aber eine andre Sprache, als die, welche ich mit den Menschen rede, und ich habe sie ganz verlernt. Aber ich fühlte stets Schmerzen im Kopfe und Schwere in den Gliedern, wenn ich dem Geschwätz der Sperlinge zugehört oder die Katze mir etwas gesagt hatte. Seit ich bei Dir bin, und mich

so wohl fühle, habe ich all das Zeug vergessen. Es schwebt mir nur ganz dunkel vor."

„Es ist auch nichts dran, lieber Max. Du warst krank an Leib und Seele, und Deine starke, aber gedrückte Phantasie führte Dir jene Dinge nur in dunkeln Bildern vor. Es waren Schattenspiele; nichts weiter."

„Wie sie der Jessen mit der magischen Laterne macht?"

„Gewiß. Deine Seele war fast nichts weiter als so eine Laterne."

„Was ist sie denn jetzt? Was ist denn eigentlich die Seele des Menschen, von der Du so oft sprichst?"

„Der Hauch Gottes, der uns zum Dasein gerufen hat, der Funke seines Feuers, der in uns glüht und uns Leben gibt und fristet, vielleicht ein Theil Gottes selbst. Weißt Du das Mährchen noch vom Gevatter Tod, das ich Dir vor einiger Zeit erzählt habe?"

„Der in der Höhle die vielen Lichter hat, die die Menschenleben sind?"

„Gewiß. Diese Lichtlein sind alle an der urewigen, durch sich selbst, durch ihre eigne, uns schwachen Geschöpfen unerklärliche Kraft, fortbestehenden

Flamme, Gott genannt, angezündet, und täglich und stündlich und minutlich strömen solche Lichter aus dieser Flamme aus; denn alles Leben, von der kleinsten Made bis zum Menschen, vom Halm am Boden bis zur hohen Eiche, geht von Gott, dem Urquell des Lebens, aus. Wie nun eine irdische und gewöhnliche Flamme nicht an Umfang und Kraft abnimmt, und wenn Millionen Lichter und Flammen an ihr entzündet werden, sondern immer dieselbe bleibt, obgleich alle an ihr Entzündeten ein Theil von ihr sind, so ist alles Leben in Mensch und Thier, in Baum und Pflanze, in Stein und Erde ein Theil von Gott; aber so viele Theile er auch schaffend ewig von sich gibt, er bleibt doch sich gleich der ewig Große, Unbegreifliche, in welchem die Welt ruht mit ihrer Unendlichkeit. Der menschliche Gedanke reicht nicht an seine Größe; wir können nur fühlen, daß er ist, und uns erfüllt wie Alles, was ist; wir können nur schauernd vor Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden, daß er die ewige, unerschöpfliche Liebe ist, ein Segensborn, den er über die Welt ausgießt, und von dem ein kühler Tropfen mehr auf das arme Menschenherz fällt, als auf Baum und Thier, ein Tropfen, von dem es in unaussprechlicher Lust und unsäglichem Schmerz zusammenzuckt und schauert."

„O ich schauere, o ich bebe vor Lebensseligkeit und Liebe!“ rief Max, und helle Thränen rollten aus seinen großen strahlenden Augen über sein verklärtes, von Begeistrung angehauchtes Gesicht. „O auch mir war vergönnt, Dich zu fühlen, ewige Lebensflamme, die Du die Flamme Leben in mir entzündet hast! Ich fühle sie glühen und rauschen in mir, ich fühle, wie sie sich ausdehnt in meiner Brust, und durch sie fühle ich Dich, Gott! durch den Theil das Ganze. O Luise, lehre mich ein Gebet, in dem ich das Gefühl aussprechen kann, damit es mir nicht die Brust zersprengt!“

„Ob es Worte können?! Doch komm, mein Kind, und trage Dein reines Herz auf den Altar der Liebe, daß es als Dankesopfer auflodere. Nimm auch das meinige mit auf Deinem Fluge nach den Morgenröthen; ach, seine Flügel sind schon vom Staube der Erde beschwert, während auf den Deinigen noch die Thauperlen des Schöpfungsmorgens glänzen!“ Und sie zog den Knaben in ihrem Schoos auf die Kniee, und faltete ihre Hände über seinen gefalteten Händen, und durchglüht von hehrer Gottbegeistrung sprach sie, und während sie sprach, veredelte sich ihre Gestalt, ihr Auge leuchtete, und

um ihre reine Stirn flog es wie unsichtbare Engelschwingen.

„Urewiger Liebesquell, den kein Name nennt, den kein Gedanke denkt, den nur das Menschenherz, Dein größtes und heiligstes Werk, in entzückenseligen Schauern fühlt, laß unsre Herzen Deiner Liebe würdig sein. Du hast einen Strahl Deines Lichts mit irdischem Stoff, dem sichtbaren Werke Deiner Gnade, überhaucht, und so bin ich geworden. Laß Deinen Strahl hell aufleuchten, nicht matter werden, nicht dunkler! Erhalte die Flamme rein, nicht genährt von Stoffen, die einem Dir feindlichen Elemente entstammen; denn Du hast dem düstern Geiste der Erde erlaubt, uns zu versuchen, und ihm Macht gegeben über uns, wenn wir seiner Versuchung erliegen. Denn Kampf muß sein auf Erden, sonst wäre kein Sieg! Von Dir geht die Liebe aus, vom Erdgeist der Haß, von Dir die Tugend, von jenem das Laster, von Dir der Segen, von jenem der Fluch. Du bereitest der Liebe und Tugend nicht weiche Pfade; sie müssen ihren Lohn in sich selbst finden; aber der Erdgeist legt ihnen Dornen und scharfe Steine unter die Füße, und martert sie mit Hunger und Frost, während er die, welche ihm dienen, mit allen irdischen Schätzen und Freuden über-

häuft. Darum mache mich stark zum Kampfe, damit ich nicht der Lockung erliege, und laß einst an Deinen Brüsten mich den ungetrübten Strom ewiger Liebe trinken! Amen!"

Der Knabe hatte die Worte nachgelispelt; nun ließ er das Haupt an Luisens Brust sinken und flüsterte: „Mir ist unaussprechlich wohl!" Er schien zu schlummern, denn er hatte die Augen geschlossen. Plötzlich wandte er sich, sah sie an und fragte: „Luise, was ist Tugend?"

„Die Uebersetzung des Gebets in die That. In Handlungen und Werken beten, ist tugendhaft sein. Das Edle, das Große, das Schöne thun aus Liebe zu ihnen und zu Gott, dem Inbegriff alles Edlen, Großen und Schönen, ohne alle Rücksicht auf irdische oder himmlische Vortheile, das ist Tugend. Sei wahr, und wenn Du Gut und Leben durch die Wahrheit verlierst! Denke auch nicht etwa, daß Gott Dich dafür in einer bessern Welt reich belohnen werde, — denn das ist eine erbärmliche Tugend, die auf den Himmel speculirt und Wechselbriefe auf Gottes Gnade in jenem Leben ausstellt, — nein, sei wahr um der Wahrheit und um Gottes willen, und Du bist tugendhaft! Beschütze die Unschuld gegen Verrath und Laster mit Deinem eignen Leben.

Vergib Dir angethane Unbillen; liebe Deine Feinde, thu' wohl denen, die Dich hassen, bitte für die, die Dich verfolgen! Brich dem Hungrigen Dein Brod, decke die Blöse des Armen, und führe den Obdachlosen in Dein Haus! Sieh im Menschen stets Gottes Meisterwerk; sieh Gottes Kind und Deinen Bruder in ihm! Wähle nicht lange, wenn es gilt, zwischen Deinem und Deines Bruders Vortheil zu entscheiden; beweis' ihm durch die That, daß Du ihn liebst, selbst wenn Du Dich von ihm gehaßt glauben mußt! Aber nicht allein des Menschen, auch des Thiers erbarme Dich! Dein Herz fließe über von Liebe zu allen Werken Gottes! Zertritt aus Liebe die Blume nicht am Wege, denn sie will blühen zu Gottes Preis! Laß Deine Liebe überall zur That werden ohne Hoffnung auf Lohn, und Du bist tugendhaft! In der Ausübung der Tugend liegt ihr eigner, unsäglich herrlicher Lohn. Das Bewußtsein tugendhaft gehandelt zu haben, wird Dich mit stillem Lächeln allen Jammer und alle Schmach der Erde ertragen lassen; ja, die Leiden, die Du um der Tugend willen duldest, werden, wie ein heiliges Oel, die Flamme derselben in Deiner Brust nähren, und der Funke der Gottheit in Dir wird sprühen und leuchten, wie ein Stern in dunkler

Nacht, und Dich eine Seligkeit kosten lassen, die die reichsten Güter der Erde nicht aufwiegen!"

„O Luise, meine Luise, ich will tugendhaft sein! Ich will durch Thaten beten! Ich verlange keinen Lohn dafür, weder von den Menschen noch von Gott. O, ich fühle schon jetzt einen Vorgeschmack der Seligkeit des Tugendhaften! Weihe mich zum Kämpfer der Tugend durch Deinen Kuß!"

Und sie beugte sich und küßte ihn auf die hohe, reine Stirn, um welche göttliche Gedanken wie Sternenflimmer leuchteten.

„Ich weihe Dich mit diesem Kusse zum Helden der Tugend, mein Knabe! Denke an diese heilige Stunde, wenn Dich die Stürme des Lebens umbrausen, Dir Haar und Kleid zerzausen, Dich zu Boden werfen! Denke daran, wenn, fern von mir, Dein nackter Fuß blutig geritzt über scharfe Steine klimmt, und Dir kein Ausweg aus Noth und Elend sich aufthun will! Denke daran, wenn Du verzweifelt weinend gen Himmel blickst, der Dir Alles genommen, was Deinem Herzen lieb und theuer war, und bleibe stark — und bleibe ein Held der Tugend bis zum Tode!"

„Amen! So sei's!" rief Max, sprang auf,

umarmte sie und sagte: „Ich danke Dir! Du machst mich groß.“

„Jetzt wollen wir anfangen, Fenelons Telemach zu lesen, diese liebliche Schöpfung der Poesie, dieses edle Werk eines in jeder Beziehung tugendhaften und liebenswürdigen Dichters.“

„Ich freue mich darauf. Aber sage mir erst, was ist Poesie? Wer ist ein Dichter?“

„Poesie ist die Verklärung der Wirklichkeit, mein Max. Gedenke noch einmal des schönen Sonnenuntergangs! Die Sonne ging hinter den Bergzug jenseits der Waag hinab; eine schwarze Wolke, die auf den Berggipfeln zu ruhen schien, hatte sich vor das sinkende Gestirn gelegt, so daß nichts mehr von ihm zu sehen war. Hinter der Wolke glühte und leuchtete es, wie Feuer und Purpur, und übergoldete ihre Ränder. Die Strahlen der unsichtbaren Sonne vergoldeten aber das graue und weiße Gewölk stufenweiß, am hohen Himmel nur die vordern Theile, nach Osten zu immer mehr, bis im Osten alle Wolken vom herrlichsten Goldglanz übermalt waren. Dieser Glanz wiederstrahlte auf das blaudunkle Karpathengebirge, so viel wir davon sehen konnten, und gab diesen Bergen eine ganz eigenthümliche zauberhafte Fär-

bung; das Blau derselben wurde Grau, und darüber hin war eine matte Goldfarbe, wie ein ganz zarter, durchsichtiger Schleier, gehaucht. Plötzlich glühte der Gipfel eines Berges, vom Strahl der scheidenden Sonne entzündet, und dicht darüber war ein Stück azurblauer Himmel. In demselben Augenblicke baute sich ein Regenbogen mit seinem Widerschein, seinem schwächern Zwillingsbruder, auf dem Goldgewölk auf, und glänzte mit seinen Farben wunderbar herrlich erst auf der dunkeln Erde, schöner auf den goldig angehauchten Bergen, überraschend herrlich erst auf der Purpurglut des Berggipfels, durch welche er mitten durch zog, prächtig auf dem Goldgrund der Wolken, sanft reizend auf der Bläue des Himmels. Es war ein erhabener und erhebender Augenblick. Schnell ging er vorüber, aber der Nachhall der empfundenen Wonne blieb in unsern Herzen. Die Sonne ging hinab, die Pracht im Osten verlöschte, dafür glühte der westliche Himmel in allen Feuerfarben der Abendröthe und in unbeschreiblicher Schönheit. Und auch sie verloschen. Es wurde Nacht, und am dunkeln Himmel gingen die Sterne auf. Es war eine kalte Winternacht. Sieh, da fing es am nördlichen Himmel an zu glühen und zu sprühen. Ein

prächtiger, vielfarbiger Lichtbogen spannte sich dort auf, aus dem seltsame Zacken und Strahlen schossen. Das war eine Farbenfrische und Glut, eine Strahlenbrechung und Lichtwirkung, wie wir sie so bunt und prächtig noch nicht gesehen, und die um so mächtigern Eindruck auf uns machten, je geheimnißvoller sie waren; wir staunten eines jener wundervollen Nordlichter an, deren Bedingungen noch nicht erforscht worden sind. Sieh, mein Kind, das war Poesie der Natur! Die Wolke in der Wirklichkeit ist traurig grau und feucht, der Berg in der Wirklichkeit ist kahl, öde und steinig, der Himmel in der Wirklichkeit ist — Luft. Dies alles übermalten und verklärten Sonne und Nordlicht so unsäglich schön, so daß wir uns staunend und schwelgend im Genuß vom Osten zum Westen, vom Westen zum Norden wandten. So übergoldet die Poesie das oft arme, graue und feuchte Leben auf einige Minuten mit Glanz und Herrlichkeit, das Leben, das ohne sie oft nichts wäre, als leere Luft oder ein öder, steiniger Berg, über den der arme Mensch hinkeucht seinem Ziele zu — dem Tode. Aber sie haucht Abend- und Morgenröthen in die Luft, sie schmückt sie mit tiefem Blau; sie übergoldet den Berg und überglüht seinen kahlen Gipfel

mit Rosenschein; sie läßt Pracht glimmen im Westen, wenn im Osten Deine schönen Träume abgeblüht sind, und wenn es auch im Westen dunkel geworden, zieht sie Dein Herz zur geheimnißvollen, nordischen Aurora dorthin, wo sonst nur ewige Nacht starrt, — und dort gerade entzündet sie das prachtvollste, farbenreichste Bild, Dir zur Deutung, daß hinter der Nacht des Todes der höchste Glanz wohnt. — Sie brennt dem Menschen Sterne an in seiner Nacht, und, dauert ihre Herrlichkeit auch nur Minuten, wie alles Schöne auf Erden, so bleibt doch der Nachgeschmack der Wonne, die sie in Dein Herz gegossen. Sieh, so ist die Poesie die Verklärerin des Menschenlebens. Die Herzen aber, die wie Sonnen und Nordlichter geheimnißvoll über die Erde wandern, und Glanz und Pracht ausstrahlen über sie, diese sind Dichterherzen. Sie können den kahlen Berg nicht fruchtbar machen, die der Erdgeist in seinen Schlingen hält, aber ihr Leben schmücken. Die Eignen des Erdgeists aber wissen es ihnen keinen Dank, sie höhnen ein Dichterherz und treten es mit Füßen; sie speien nach ihm und geißeln es mit Dornen blutig. Aber — so wie die Sonne strahlt, auch wenn neidische Wolken sie uns verhüllen, so dichtet und fühlt groß ein

Dichterherz, selbst wenn Gleichgültigkeit und Bosheit es unterdrücken. Es giebt auf Erden nichts Herrlicheres und nichts Elenderes, als ein Dichterherz, und wenn die Tugend, wie oft geschieht, in ihm ihren Thron aufgeschlagen hat, so ist es die reichste Perle der Schöpfung, voll Sonnenglut und Thränen, voll Wonne und Verzweiflung, voll Seligkeit und wüthender Schmerzen, voll Stolz und Schmach, ein Sohn Gottes, gesendet als Bote des Herrn an die Menschheit, ein Heiland der Welt, und gegeißelt und verhöhnt von rohen Kriegsknechten, gemartert und ans Kreuz geschlagen vom gemeinen Volke. Das, mein Max, ist Poesie, das ist ein Dichter." —

„Ich habe heute gelernt," sagte Max nach einer Pause, in welcher Luise ihn an die wallende Brust gezogen hatte, daß die Blumen, die Bäume, die Steine, die Erde und das Wasser auch Seelen haben, wie die Thiere und der Mensch; aber nur dem Menschen ward der glänzende Vorzug, daß er Vernunft hat und Poesie, und deshalb tugendhaft und selig sein kann. Vernunft und Tugend machen ihn zum Herrn der Erde, die Poesie giebt ihm Seligkeit des Himmels. Als Tugendhafter thut er das Gute und Wahre; als Dichter schafft

er das Wahre und Schöne. Der vollendetste Mensch ist also ein tugendhafter Dichter. O Luise, ich möchte ein Dichter, ein tugendhafter Dichter sein, wenn auch geschlagen und verhöhnt von aller Welt! Weihe mich durch Deinen Kuß zum Dichter!"

„Die Natur und die ewige Muse, die hehre Venus Urania, haben Dich schon dazu geweiht. Sie haben Dir ihren Kuß auf die Stirn gedrückt; Du wirst ein Dichter werden. Werde ein tugendhafter Dichter!" Und sie küßte ihn zum andern Mal auf die Stirn.

Er aber rief: „Nein, Du hast mich dazu geweiht! Du bist meine Muse, meine Urania!"

„Du wirst durch die eisigen Schneefelder und die glühenden Sandwüsten des Lebens ziehen müssen; die Menschen werden Dich hungern und schmachten lassen, sie werden Dein Herz zerfleischen mit höllischen Geißeln; Niemand wird Deine Thränen trocknen, kalt werden Alle an Dir vorübergehen, wenn Du sterbend am Wege liegst; denn Du bist ein Dichter. Doch vielleicht sendet Dir der Himmel ein Herz, das treu an Dir hängt in Noth und Tod. Das sei Dein irdischer Segen! Ueber Dir werden aber die Sterne heller leuchten,

und als ein stolzes und großes Herz, voll unauslöschlicher, unerschöpflicher Liebe zu den Menschen, die Dich peinigen und schmähen, wirst Du durch Sturm und Nacht, mit nackten Füßen und zerrißnen Kleidern, über die Erde schreiten. Das ist Dein irdisch Theil!"

„Dank! Dank! Und nun umrauscht mich auf Adlerflügeln, ihr göttlichen Gedanken und Gefühle!"

Und überwältigt von der Macht und Größe des Augenblicks, sank er ohnmächtig in ihre Arme.

Während die schöne Schwärmerin bemüht war, den geliebten Knaben auf das Sopha zu betten, trat ihr Gemahl, aus der Probe zurückkehrend, herein. Am frühen Morgen hatte Schenk aus Feigheit nicht gewagt, Luisen in Bezug auf Max Etwas zu sagen, jetzt hatte er sich in der Weinflasche Muth geholt; aber er hatte im Eifer des Guten zu viel gethan, und sprach deshalb mit etwas schwerer Zunge, als sie ihm freundlich und liebreich, wie immer, den rosigen Mund zum Kusse entgegen bot: „Luise, ich muß Dir sagen, daß das anders werden muß, durchaus anders!"

„Was?" — fragte sie erschrocken und erbleichend,

denn der Ton seiner Stimme verrieth ihr mehr, als die Worte selbst.

„Mit dem Jungen da. Ich leide es nicht länger.“

„Ach, Karl! Er ist ein so herrliches Kind. Wenn Du Dir die Mühe geben wolltest, in sein frisches, tiefes, reizendes Gemüth hinabzublicken und zu erlauschen, wie eine Wunderblume der Liebe, des Glaubens, der Poesie, der Sehnsucht, nach der andern ihre thränenschweren Augen aufthut, wie Erde und Himmel mit allen ihren reichsten Herrlichkeiten sich im reinen Spiegel seiner Seele abbilden, Du würdest ihn lieben, wie ich ihn liebe.“

„Ja, ja, das ist's ja eben! Du bist verliebt in den Buben. Wer weiß, was daraus entstehen würde! Der Teufel kann den Weibern trauen und ihrer Sinnlichkeit. Ich kenne das aus der Erfahrung. Ihr Geschmack in dieser Beziehung ist oft ein so pikanter, verdorbener und krankhafter, daß sie die seltsamsten, unglaublichsten Befriedigungsmittel anwenden. Wir wollen vorbeugen, mein Schatz; der junge Herr Graf muß fort von Dir, heute, in dieser Stunde, jetzt gleich — oder — —“

Die Drohung oder den Fluch wagte er doch nicht auszusprechen. Luise stand, wie zu einer Bildsäule erstarrt, vor der gräßlichen Rohheit und Gemeinheit ihres Mannes. Sie wankte endlich, und mußte sich setzen. Es schwindelte ihr vor den Augen und brauste ihr vor den Ohren, sie wurde aber nicht ohnmächtig. Nach einigen Minuten war es ihr, als habe sie ihren Mann gar nicht recht verstanden, oder sie wußte vielmehr nicht mehr die Pointe seiner Aeußerung; sie wußte nur, daß er Max entfernt wissen wollte; der gemeine, erbärmliche Verdacht in seinen Worten, der Schmutz, den er nach ihr geschleudert, war nicht an ihrer reinen Seele haften geblieben.

„Lieber Karl!" sagte sie mit rührend weicher Stimme, „Du kennst ja meine Liebe zu Dir; Worte vermögen sie nicht auszusprechen. Du bist der Abgott meiner Seele. Aber was brauche ich Dir das zu sagen? Ich habe es Dir durch die That bewiesen. Habe ich Dir nicht Alles geopfert, was sonst meinem Herzen theuer war? Warum willst Du mir dies arme, schwache Kind rauben, an dem mein Herz mit reinster Schwesterliebe hängt, mit einer Liebe, die die Liebe der Gattin zu Dir nicht im Entferntesten beeinträchtigt? Sieh,

hat der Himmel mich nicht offenbar auserſehen, die geiſtige Mutter dieſes ſeltſamen Knaben zu ſein, der vor meiner Ankunft als ein Blödſinniger galt, und jetzt die reichſte, tiefſte, edelſte Seele entfaltet, wie eine morgenländiſche Blume, die, erſt eine unſcheinbare Knospe, in einer Nacht mit lautem Geräuſch ſich öffnet, und nun in einen tiefen Kelch voll herrlicher Farben, voll Duft und Glanz hinab ſehen läßt. Und nun willſt Du mir ihn entreißen, da er mitten in der Entwicklung begriffen iſt? Er wird es nicht ertragen. Was hat er Dir gethan, — was ich, daß Du uns ſo grauſam trennen willſt?" — Ihr Schmerz machte ſich in einer Thränenfluth Luft.

Schenk, deſſen Rauſch ſich durch ſein Reden und durch Luiſens Einwendungen, die ihn um ſo mehr ärgerten, je richtiger und wahrer ſie waren, mehr und mehr geſteigert hatte, glaubte jetzt durch Heftigkeit und einen Knalleffect die Sache zu Ende bringen zu müſſen.

„Der Junge muß fort, ſo wahr ich lebe!" ſchrie er, „oder wir Beide reiſen heute noch ab! Ich will mich nicht länger von den Komödianten verlachen laſſen, als ließe ich mich von einem Knaben zum Hahnrei machen. Fort mit ihm, oder

es giebt ein Unglück!“ Dabei hatte er sich in Wuth geschraubt, er brüllte, wie ein Wahnsinniger, sein Gesicht war rothbraun, seine Augen glühten, und sein Mund schäumte.

Angst und Schrecken warfen das arme, weiche Wesen vor ihm auf die Kniee. Hülf- und trostlos, und immer noch voll schwärmerischer Liebe zu ihm, ihrem leichtsinnigen und gewissenlosen Verführer, jammerte sie: „Ach, Karl, Karl, nimm es fort, das arme Kind; nur zürne mir nicht! Das ertrag' ich nicht! Nein, Deine Liebe will ich ja nicht dadurch verscherzen. Deine Worte sind fürchterlich, und bohren mir wie Dolche durch's Herz. Ich will Dir auch dieses Opfer bringen. Nimm ihn hin, nur laß mir Deine Liebe!“

„Wenn Du mich so liebst, wie Du vorgiebst, so schaff' ihn selber fort.“

Luise erhob sich, aber auch Max stand vom Sopha auf, und sagte mit bleichen, verzerrten Todtenzügen: „Laß nur! Ich habe Alles gehört, und weiß, um was es sich hier handelt. Ich gehe schon selber; ich will Dir seine Liebe nicht rauben. Komm' und begleite mich zur Mutter! Sie soll mich heute noch aus dem Hause schicken, nach Preßburg oder nach Wien, oder wohin sie will;

mir ist's gleich, wenn ich nur diesem Manne hier Platz mache."

Schenk stand beschämt vor der einfachen Hoheit des Kindes; er glotzte mit gläsernen Augen vor sich hin, und hielt sich an einer Stuhllehne, denn er wankte. Luise entfernte sich mit Max; Schenk setzte sich auf das Sopha, und ließ sich von den Weindünsten in einen sanften Schlummer wiegen. Es war unentschieden, wie lang er geschlafen hatte, als er, durch ein eigenthümliches Gefühl ermuntert, die Augen aufschlug, und mit schlaftrunkener Verwunderung die Gräfin Mutter vor sich stehen sah.

„Herr von Schenk," redete sie ihn mit Würde an, „Sie haben meinen Sohn von Ihrer Frau auf die abscheulichsten Gründe hin verbannt, und, während Luise fast hinstirbt in Schmerz und Thränen, warten Sie hier einen sanften Schlaf ab. Nach dem Vertrauen, das ich Ihnen in so unbeschränktem Maaße gezeigt, habe ich von Ihnen ein andres Benehmen gegen mich und die Meinigen erwartet. Doch — ich bin nicht gekommen, darüber mit Ihnen zu rechten; Sie mögen das mit Ihrem ritterlichen Sinne abmachen. Nur das muß ich Ihnen sagen: Es ist mir zu Ohren gekommen,

daß Sie hier Wege wandeln, die mit dem der Liebe und Treue zu Ihrer edeln, trefflichen Gattin nicht zusammenfallen. Ich bin nicht Ihre Richterin; ich will mich nicht einmal zu Ihrer Warnerin aufwerfen. Wenn Ihnen aber beikommen sollte, auf irgend welchen — schlechten Antrieb Luisen roh und gemein zu behandeln, so mögen Sie wissen, daß ich mich als ihre Mutter und natürliche Beschützerin betrachte, und eben so zweckmäßige, als energische Schritte gegen Sie thun werde."

Nach diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken, und ging mit Hoheit aus dem Zimmer. Nüchtern geworden durch diese Demonstration, wie er von einer Frau noch keine erfahren, fing er an, sich zu schämen, dann erbitterte er sich gegen die Gräfin, und dachte daran, sich irgend wie an ihr zu rächen — ein Gedankengang, wie er allen gemeinen Naturen eigen zu sein pflegt — endlich fürchtete er sich vor ihr und ihrer Drohung, indem er überlegte, daß sie ihn mit Hülfe des Fürsten von Liechtenstein, des Majors Schenk von Birkendorff und des Hauptmanns von Brandenfels gänzlich verderben könne. Dann fiel ihm bei, wie sehr er doch eigentlich seine Frau liebe und wie würdig sie einer solchen Liebe sei; wie sehr er sie gekränkt habe, und die Bognar

doch eigentlich nur ein schönes intrigantes Weib, in die er sinnlich entbrannt, sei u. s. w. Still vor sich hin fluchend und im Zwiespalt mit sich, ging er lange im Zimmer auf und ab. Endlich keimte der Vorsatz in ihm auf, die Bognar zu meiden und seine Frau zu lieben: der Verdacht, daß sie dem Knaben ihre eheliche Treue opfern werde, kam ihm jetzt so abgeschmackt vor, daß er sich sehr ärgerte, ihn gefaßt, geschweige ausgesprochen zu haben. Als daher Luise sanft und still mit verweinten Augen bei Tische erschien, küßte er sie auf die Stirn. Sie wechselten wenige gleichgültige Worte zusammen, und Luise verließ von nun an das Zimmer nicht wieder. Es schien, als wollte sie sich streng an ihres Mannes Befehl halten und Max ganz und gar meiden. Auch Schenk hielt sich weit häuslicher als erst, und beschränkte sein Ausgehen nur auf seine Berufswege. Max wurde von Beiden nicht erwähnt, aber Luise wurde von Tag zu Tag blässer; der Schlaf floh ihr Lager, sie verlor allen Appetit und magerte in wenigen Tagen sichtlich ab. Schenk bemerkte es, nicht ohne sich stille, aber schmerzliche Vorwürfe zu machen. Nur ihre Zofe brachte Luisen Nachrichten über Max's Befinden, und dann war sie jedesmal noch niedergeschlagener. Denn

Max hatte darauf bestanden, sogleich aus dem Hause entfernt zu werden; seine zarte Organisation hatte aber dem wüthenden Sturme, der über ihn hereingebrochen, nicht widerstehen können. Er war denselben Tag noch heftig erkrankt, und der herbeigerufene Arzt fürchtete sehr für sein Leben. Dies hatte Schenk in der Probe erfahren, wo man allgemein davon sprach, ohne daß Jemand von der Veranlassung dieser Krankheit unterrichtet schien. In der vierten Nacht wurde Schenk durch einen hellen, herzzerreißenden Jammerschrei seiner Frau ermuntert; er fuhr empor und erbickte beim Scheine des Nachtlichtes und des Mondes vor Luisens Bett eine duftige körperlose Gestalt, die er sogleich für Max erkannte. Durch die Gestalt hindurch sah er das Flämmchen des Nachtlichtes. Die glanzlosen Augen der Erscheinung waren starr auf Luisen geheftet, die Hände bittend zu ihr erhoben. So stand die Gestalt einige Augenblicke unbeweglich, bis sie plötzlich wie Nebel zerrann. Luise raffte sich empor und wimmerte in schmerzlichster Verzweiflung: „Ach, er ist gestorben! Er ist gestorben, der arme, unglückliche Max! Weh mir, daß ich seinen Tod mit verschuldet habe!“ Und ein Mäntelchen überwerfend, ergriff sie eine Kerze, zündete sie am

Nachtlicht an, und verließ laut weinend und klagend das Zimmer. Schenk wurde von den bittersten Gefühlen zermartert und klagte sich des Mordes an dem Knaben an. Luise wankte, selbst wie ein Geist, durch die Gänge des Schlosses den Zimmern der Gräfin Mutter zu, wo das Kind krank lag.

„Ist er todt?!" jammerte sie der ihr öffnenden, erschrockenen Kammerfrau zu. „So laßt mich neben ihm sterben. Wo, wo ist er? wo ist seine Leiche? Sie wurde zu Max's Bett geführt, der eben die Augen aufschlug und ihr mit matter Stimme zuflüsterte: „Luise, kommst Du endlich? Ach, nun ist's gut! Ich mußte Dich selber rufen, da kamst Du schon."

„Du mich gerufen, mein Max?" fragte die schöne Frau und umschlang den Nacken des Kranken, um seine Wangen mit Küssen zu überdecken.

„Nun ja; ich war ja eben bei Dir!" versetzte er. „Ich weckte Dich aus dem Schlafe, und bat Dich, stumm mit aufgehobenen Händen, doch zu mir zu kommen."

„Ja, ja, Du warst bei mir!" jubelte Luise. „Und auf Deine Bitte bin ich gekommen. Gelobt sei Gott und alle Heiligen, daß Du lebst, Max!

Nun soll mich nichts von Dir trennen." Nun weinte sie vor Freude, und war so erschüttert und angegriffen, daß sie, eben als die Gräfin Mutter zu ihr trat, um sie um die Ursache dieses mitternächtlichen Auftritts zu befragen, in Ohnmacht sank. Sie wurde schnell in ein Bett gebracht, und fing schon nach einer Stunde zu glühen und zu phantasiren an, so daß der Arzt am Morgen sie von einem hitzigen Fieber befallen erklärte. Sie kannte Niemand von den sie umgebenden Personen, außer Max, aber diesen verflocht sie in die abenteuerlichsten Phantasiegebilde. Bald war sie in der Höhle des Todes mit den unzähligen Menschenlichtern, aus dem Mährchen „Gevatter Tod", und beschützte Marens Licht, bald war sie selbst eine Fee und verwandelte ihn aus einem am Boden kriechenden Wurme in einen leuchtenden Engel mit goldenen Flügeln, der sich leicht über die Erde erhob, bald weihte sie ihn als Urania mit einem heiligen Kusse zum tugendhaften Dichter und nahm sich den Sternenkranz vom Haupte, um das seinige damit zu schmücken, bald flog sie mit ihm vereint, zwei Genien, durch den gold- und purpurstrahlenden Himmel, und jedes von ihnen trug einen Regenbogen auf den Schultern, bald spielten sie als geschwi-

sterliche Kinder auf einer schönen, blumigen Wiese, und sie wandt einen reichen Kranz für ihn. Dann schrie sie wieder auf, daß er ihr entrissen werden solle, und jammerte und flehte, ihn ihr wieder zu geben. Nie zeigte sich ihre Liebe zu Max aber anders, als rein schwesterliche oder mütterliche, als die edelste und erhabenste geistige Neigung, welche der Schöpfer, der Urborn der Liebe, seinen menschlichen Geschöpfen in die Seele gegossen und sie dadurch gewürdigt hat, einen Vorschmack seiner Seligkeit auf Erden zu genießen.

Als Schenk mit angst- und kummervoller Miene an die zusammenstehenden Betten der Kranken trat, flüsterte ihm die Gräfin mit wenig verhaltenem Unwillen zu: „Sehen Sie Ihr Werk!“ Zerknirscht wollte er ihre Hand erfassen, aber sie entzog sie ihm. —

So heftig aber auch Luisens Krankheit begonnen hatte, so schnell ging sie vorüber. Schon am siebenten Tage war sie außer aller Gefahr, und lächelte ihrem Liebling an ihrer Seite mild und freundlich zu. Und am folgenden Tage war sie im Stande, ihm, auf seine Bitten, ein kleines Mährchen zu erzählen. Nun wollte er täglich wenigstens ein neues Mährchen von ihr hören. Am zehnten Tage saß sie schon an seinem Bette; denn mit sei-

ner Krankheit ging es desto langsamer und trauriger, und der Arzt gab den betrübten Frauen keine Hoffnung. Seine gewaltsame und rohe Verbannung von Luisen war als ein böser Giftthau in seinen vollsten und üppigsten Blüthenfrühling gefallen, und hatte entnervend und furchtbar niederdrückend auf seinen sich eben wunderbar rasch emporschwingenden Geist gewirkt; der Unglückliche war von Schenks gemeiner Faust wieder in seine frühere Geistesdumpfheit zurückgeschleudert worden, und lag nun tagelang still vor sich hinbrütend und auf die lichten, reizenden Gestalten sinnend, die ihm in seiner glücklichen Zeit vorübergeschwebt und mit ihm verkehrt, die ihm nun nur noch wie nebelhafte Traumbilder erschienen, welche er nicht wieder zu fassen vermochte. Von Luisen wollte er jetzt nichts weiter mehr hören, als Mährchen und Sagen; das Wunderbare, Uebernatürliche, poetische Barocke hatte allein noch Reiz für ihn; für die feine geistige Bildung, der er an Luisens Hand mit so kühnen Schritten zugestrebt, hatte er Sinn und Lust verloren.

Luise wich nur so lange von seinem Bette, als sie selbst der Ruhe bedurfte; alle Vorstellungen der Gräfin Mutter, des Grafen, Schenks und der jun-

gen Gräfinnen sich zu schonen und ihre Genesung abzuwarten, fruchteten nichts; sie behauptete, nur als Max's Pflegerin schnell und gut genesen zu können, und sie litt keine andere Wärterin an seinem Bette.

Eines Nachts konnte er nicht einschlafen und bat sie um ein Mährchen, das ihm Schlaf brächte, da dichtete und erzählte sie folgendes.

„Königin Morphina.

Es war einmal ein armes, ganz armes Kind, ein Mägdlein, kaum fünf Jahre alt, das wohnte in einem alten, verfallenden Häuschen am Walde ganz allein mit seiner Mutter, die war eine schwache Wittfrau. Im Sommer sammelte die Frau Kräuter und Blumen und Beeren im Walde und verkaufte sie in der Stadt, und kaufte für das gelöste Geld Brod, und im Winter las sie dürres Holz im Walde und verkaufte es auch. Und das Kind, ihr Töchterlein, half ihr Kräuter, Beeren und Holz lesen. Das Kind war auch einige Male mit der Mutter in der Stadt gewesen und hatte dort andre Kinder gesehen, die mit schön geputzten Puppen spielten. Da hatte das arme Kind gedacht: ach,

wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Aber es erhielt kein Püppchen; denn das gelöste Geld reichte nicht hin zu Brod und anderen nothwendigen Bedürfnissen. Und das Kind mußte, wenn es hungerte, in das nahe Dorf betteln gehen und sich ein Stückchen Brod vor den Thüren der Bauern heischen. Seit jener Zeit dachte das Kind oft: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! aber es erhielt immer keins. Als es nun wieder Frühling geworden war, und die Blumen im Garten, im Felde und auf den Wiesen blüheten, da wurde das Kind von seiner Mutter wieder ins Dorf geschickt, um Brod zu betteln. Und da sah es Bauernkinder, die auch keine Püppchen hatten, die zupften Mohnblümchen vom Felde ab und drückten die Blätter derselben abwärts, und da wurde der Mohnkopf zum Puppenkopf und die Staubfäden rings um den Kopf zur Fraise oder zum Spitzenkragen, und die Blätter wurden zum schönen, farbigen Mantel, und da waren die Püppchen fertig und sehr schön angezogen. Da wollte das arme Kind sich auch eine Mohnblume abzupfen, um sich ein Püppchen daraus zu machen; die Bauernkinder schrieen aber: fort, Du Bettelbalg! Du darfst keine Blumen nehmen, oder wir werfen Dich mit Stei-

nen. Und sie hoben Steine auf und warfen sie nach dem armen Kinde, das erschrocken nach Hause lief.

Bald darauf stöhnte und klagte die arme Frau eines Nachts, daß das Kind davon erwachte. Aber es konnte der kranken Mutter nichts helfen, und schlief wieder ein; die Mutter aber konnte nicht schlafen und auch nicht aufstehen am folgenden Tage: denn sie war sehr krank, und aß nichts und trank viel frisches, kühles Wasser, weil sie große Fieberhitze hatte. In der Nacht schlief sie wiederum nicht, und wimmerte vor Schmerz, daß das Kind auch nicht schlafen konnte. Als es nun wieder Morgen geworden war, hatte das Kiud nur noch ein einziges Stückchen Brod, damit lief es in den Wald, und dachte leichtsinnig, wie die Jugend ist: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Siehe, da erblickte es am Waldrande, eine große, prächtige Mohnblume, die war viel größer und schöner, als die auf dem Bauernfelde und hatte purpurrothe Blätter. Staunend blieb das Kind vor der Blume stehen, und sagte dann halb laut und sehr erfreut: „da habe ich endlich ein Püppchen!" Die Blume neigte sich, gleichsam als wollte sie sagen: „ja, da hast Du eins!" Das Kind brach den Stengel der Blume

ab, wandte die Blätter um und drückte sie am Stengel abwärts, und da kam ein großer, schöner, grüner Kopf zum Vorschein, dem eine zierliche Krone oben drauf gewachsen war. Um den Hals herum stand der prächtigste Spitzenkragen, gelb und braun und weiß und hellroth und grün. Der Mantel war vom kostbarsten Purpur, und hatte dunkelbraune und violette Flammen. Das Kind jauchzte vor Freuden und vergaß die kranke Mutter darüber. „Das ist die schönste Puppe, die es gibt, sagte es, mit der will ich viel spielen und mich recht bethun. Komm, Du liebe Puppe!" — Und das Mägdlein setzte sich mit dem Mohnpüppchen an den Rasenrain bei dem wilden Rosenstrauch, und herzte es und küßte es und hatte es sehr lieb. Davon wurde dem Kinde ganz schwer und schläfrig im Kopf und wunderlich zu Sinn. Es schlief nicht und wachte doch auch nicht, es träumte nicht und doch war Alles, was es sah und hörte, wie ein Traum. Das Mägdlein betrachtete nämlich den Kopf des Püppchens von allen Seiten und seufzte dann: „ja, eine schöne Krone hast Du wohl auf dem Kopfe, auch einen schönen Spitzenkragen um den Hals und einen prächtigen Mantel um; wenn Du doch nun auch ein Paar Aeuglein, eine Nase, ein Mäulchen, ein

Paar Ohren und Haarzöpfe hättest, wie die Püppchen der reichen Kinder in der Stadt!" — Da bog sich der wilde Rosenstock herab, und stach mit einem Dorne Löcher in den Mohnkopf, oben zwei an der Stelle der Augen, zu beiden Seiten eins an der Stelle der Ohren, zwei in der Mitte vorn an der Stelle der Nase und sechs darunter dicht nebeneinander, so daß es einen Ritz gab, an der Stelle des Mundes. Darauf fütterte der Rosenstock den Ritz mit einem Rosenblättchen aus, da ward's ein schönes Rosenmündchen; er schminkte die Bäcklein mit Rosenstaub, setzte einen Dorn als Näschen und zwei Hagebuttenkerne als Aeuglein ein, machte ein Paar Ohren aus Rosenblättern und Haarzöpfe aus Rosenmoos, und da war der Kopf fix und fertig und wohl gerathen. Da jauchzte das arme Kind noch weit mehr und sagte: „ich danke schön, guter Rosenstock! Ich will dich dafür aus der Quelle vor unserm Häuschen tränken, wenn's einmal lange nicht regnet. — Nun hab' ich die schönste Puppe in der ganzen Welt. — Ach, Püppchen! ach, Püppchen, wie hab' ich Dich so lieb! Wenn ich doch aber auch nun wüßte, wie ich Dich heißen soll! Alles hast Du jetzt, aber noch keinen Namen." —

„O ja! sagte die Puppe mit einem feinen Stimm-

chen, ich habe auch einen Namen: ich heiße Morphina, und bin Königin von Duselland. Morpheus der Schlafkönig, ist mein Vater, und Prinz Traum, der Geck, mein Bruder; Prinzessin Fliederblüthe ist meine jüngere Schwester. Wer bist Du denn aber?" — „Ich bin Lieschen, das Bettelkind." — „Ach, Du bist's, armes Kind! Das ist schön; denn gerade für Dich bin ich hier am Waldrande, nicht weit von der Hütte Deiner Mutter, aus der Erde gewachsen. Mein Vetter, der Wind, hat mir von Dir erzählt, daß Du oft, wenn er vor Dir vorüber geflogen, geseufzt hättest: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Und da bin ich denn in die rechten Hände gekommen." — „Wenn Du eine Königin bist, so bist Du wohl auch sehr reich?" fragte das Bettelkind die Mohnpuppe. „Denn die Mutter hat mir erzählt von der Königin Esther und von den Frauen des Königs David und des Königs Salomon, die waren alle sehr reich." — „Ich bin noch reicher, als diese waren, und als alle Königinnen der Erde, antwortete Morphina. Ich kann ihre Schätze entbehren, aber sie die meinigen nicht. Wenn ich ihnen nicht aus meinem Füllhorn täglich spendete, so wären sie mit all' ihren Schätzen die elendesten Geschöpfe der ganzen Welt." — „Da

hast Du wohl recht viel Geld!" — rief Lieschen erstaunt — „ganze Kasten voll Kupferpfennige und vielleicht gar Guldenstücke? Meine Mutter hat einmal einen blanken Gulden gehabt, und sagte mir, als sie mir ihn zeigte, er sei von Silber. Du hast wohl viel Silber, Frau Königin?" — „Das wäre ein gemeiner und erbärmlicher Schatz, wie ihn die Menschenköniginnen wohl besitzen, nicht ich. Meine Reichthümer sind weit kostbarer und herrlicher als Silber und Gold!" —

„So sag' mir doch, was hast Du denn für Schätze?" — „Ich habe den Schlaf, der ist allein mehr werth, als alles Gold der Erde; ich habe die Traumbilder — die Schätze gehören meiner Familie gemeinschaftlich — einen großen Kasten voll der glänzendsten und herrlichsten Bilder von aller nur erdenklichen und nicht erdenklichen Art. Von dem ungeheuern Reichthum der Träume kannst Du Dir gar keine rechte Vorstellung machen. Alles, was die Welt Schönes und Herrliches besitzt, ist nichts gegen die Pracht und Schönheit der Traumbilder. — Ich habe die Ruhe und die Erquickung, zwei unvergleichliche Güter, für die der Mensch gern alles hingeben möchte, wenn ich sie ihm nicht gewähre. Aber ich habe auch Milch und Brod,

deren Genuß die Menschen in einen Zustand unaussprechlichen Glücks und ungeahnter Seligkeit versetzt. All' diese Herrlichkeiten, die ich den Menschen hier gewähre, sind aber nichts gegen die, welche ich ihnen bereite und darbiete, sobald ich sie in mein eignes Land geführt habe. In meinem unermeßlichen Reiche sind sie erst ganz frei von jeglicher Beschwerde, und können mit meinen Schätzen, die ich nicht hierher bringe, schalten und walten, wie sie wollen. Von den Schätzen, die ich dort besitze, kann und darf ich Dir aber jetzt noch nichts erzählen. Ja, wenn ich es auch wollte, Du würdest mich doch nicht verstehen." — „Höre, Frau Königin," sagte das Kind nach einigem Nachdenken, „Du könntest mir einiges von Deinen Schätzen schenken, etwas für mich, etwas für meine Mutter." — „Recht gern, mein Kind!" versetzte die kleine Morphina. „Sag' mir nur, was Du willst?" — „Nun für mich Milch und Brod, denn ich habe Hunger, und gehe nicht gern betteln, weil die Bauernkinder schlimm und garstig gegen mich sind; dann ein Bischen Schlaf und einige recht schöne von Deinen Bildern. Bilder seh' ich gar zu gern, und habe doch weiter keine, als die in unsrer Bibel, und die hab' ich schon hundertmal gesehen. Auch

sind sie alle schwarz; die Stadtkinder haben aber bunte Bilder. Drum gieb mir auch recht bunte! Für die Mutter aber gieb mir viel Schlaf und Erquickung! Auch wird etwas Milch und Brod nichts schaden; denn sie hat lange nichts gegessen. Mir fällt auch ein, Du könntest mir ein Paar Gespielen geben, wenn Du die hast; ich möchte gar zu gern spielen, aber die Bauernkinder schlagen mich und schelten mich „Bettelbalg" und jagen mich fort; da muß ich immer allein spielen, und weine, daß ich so ganz allein bin. — Eine Hand voll Kupferpfennige könntest Du mir wohl auch schenken und ein Paar Schuhe, daß ich Sonntags nicht barfuß zu laufen brauche." — „Nun sei nur still!" flüsterte das schöne Püppchen. „Du sollst Alles haben, bis auf die Pfennige und die Schuhe. Die kann ich Dir nicht geben, weil ich sie selbst nicht habe. Dafür will ich Dir viel köstlichere Dinge geben." — „Nun so mach' nur hin; denn ich warte darauf! „Trage mich erst zu Deiner Mutter! In eurem Häuschen will gewähren, was ich kann."

Lieschen nahm das Mohnpüppchen in die Hand, und lief damit der Hütte zu. Unterwegs hüpften die Vögel von den Zweigen und flatterten um sie,

und das arme Kind verstand, daß sie der Königin Morphina ihre Ehrfurcht bezeigten; Käfer und Waldbienen schwirrten heran und sangen ein Huldigungslied; Mückenschwärme führten ihr zu Ehren ein Ballet in der Luft auf. Im Moos und Grase raschelten Eidechsen und Salamander heran, und stellten sich am Wege auf, um der Königin die Aufwartung zu machen; ein Fröschlein quakte ächt bäuerisch: „guten Tag, Frau Königin!" und ein Maulwurf fuhr aus der Erde empor und schrie: „Salve, Regina!"

Als Lieschen zur Mutter eintrat, erhob diese das schwache, fiebergeröthete Haupt vom Lager und sagte: „Es wird mir plötzlich wohler!" — „Ja," sagte das Kind triumphirend, „ich bringe Dir auch die Königin Morphina, die sehr reich ist, und uns viele Schätze schenken will." Und damit hielt sie der Mutter die Mohnpuppe hin. — „Ach, Kind!" weinte die Frau, „Du hast wohl den Verstand verloren vor Hunger und Elend, oder es hat Dich wohl gar ein Sonnenstich getroffen! Was soll ich denn mit der Mohnblume?"

„Frau!" wisperte die kleine Königin, „Du sollst gleich erfahren, daß Deine Tochter ein Glückskind ist. Ich bringe Dir ihretwegen Schlaf, Ruhe und

Erquickung, seliges Glück und eine Fülle der herrlichsten Traumbilder. Auch Milch und Brod aus meiner Vorrathskammer sollst Du haben; die werden Dir die Schmerzen stillen."

Die Wittfrau machte große Augen und meinte endlich, als sie sich vom ersten Erstaunen erholt, sie wolle sich dergleichen wohl gefallen lassen. Nun erhob sich die Königin und, indem sie ihren Purpurmantel als Flügel gebrauchte, flog sie, wie ein großer Schmetterling, ans Fenster und rief hinaus: „Vetter Wind! Vetter Wind!" — Siehe, da kam ein schöner, wilder Knabe mit fliegenden, schwarzen Locken herangesprengt, und hielt stille vor dem Fenster. Lieschen, die neugierig hinausschaute, dachte erst, der Knabe sitze auf einem Pferde; da sie aber keinen Pferdekopf entdecken konnte, so sah sie genauer hin, und gewahrte nun zu ihrer Verwunderung, daß der Knabe nur, so weit sein Oberkörper reichte, ein Mensch war, weiter hinab war er ein Pferd, das hatte am Rücken mächtige Flügel, und sah deshalb von oben her aus wie ein großer Vogel, so daß die ganze Gestalt aus Mensch, Vogel und Pferd zusammengesetzt war. Er verneigte sich ehrerbietigst mit den Worten: „Was geruhen Ew. Majestät zu befehlen?" — „Prinz Wind, bringe

mir schnell Brod und Milch aus meinen Vorraths-häusern für diese zwei Menschenkinder herbei!" — „Zu Befehl!" rief der flüchtige Prinz, und saus'te im wildesten Galapp davon. Er blieb auch gar nicht lange aus; denn Lieschen däuchte es in der Freude über die neuen Dinge und Begebenheiten kaum ein Vater Unser lang, als er schon wieder durch die Lüfte geflogen kam, an das Fenster klopfte, und dem armen Kinde einen Korb mit kleinen Broden und einen Becher mit Milch herein reichte. — „Haben Ew. Majestät sonst noch etwas zu befehlen?" fragte er dann respectvoll. — „Nein, mein Prinz!" entgegnete die Königin. „Du kannst nun wieder Deinem Vergnügen nachgehen und beliebigen Schabernack treiben; denn das ist doch Dein größtes Vergnügen, loser Bursche."

Sie hatte aber noch nicht ausgeredet, als er schon wieder meilenweit fort war.

Lieschen reichte der Mutter von den Brödchen, die wunderlieblich schmeckten, wie der beste Mohnkuchen; denn sie waren aus Mohnsamen und Honig geknetet. Die Milch aber war aus jungen Mohnköpfen gepreßt. Und Mutter und Tochter aßen und tranken, und mit jedem Bissen und jedem Tropfen ward ihnen wohler und wohler. Im

Eifer des Essens und Trinkens hatten sie gar nicht auf die kleine Königin Acht gehabt, und sie waren deshalb nicht wenig freudig erstaunt, als sie die Augen aufschlugen und sich in einem hohen, prächtigen Zimmer befanden. Purpurne Seidentapeten mit goldgewirkten Blumen hingen in Falten an den Wänden herab; kostbare Vorhänge bauschten sich an den Fenstern; Tische, Stühle, Schränke, Kommoden waren vom feinsten Mahagoniholz im reinsten Rococostil gearbeitet, und das Bett, auf welchem die Wittwe lag, war von weißer Seide, und die Decke von grüner. Lieschens Kleider waren eben so schön, wie alles Andre; sie sah aus, wie eine Prinzessin, und schlug fort und fort die kleinen Hände vor Freude zusammen. Das Hemd der Mutter war vom feinsten, weißesten Battist, und auch sie freute sich sehr über die Gaben der guten Königin Morphina. Diese saß neben dem Bette auf einem goldnen Thronstuhl, und war eine schlanke, große, wunderschöne Jungfrau geworden, mit einer goldnen, edelsteinverzierten Krone auf dem lockigen Haupte. Ihr Gesicht strahlte von Milde und Güte, und aus ihren sanften, blauen Augen ging ein beruhigender Glanz aus. Sie richtete so liebevoll zärtliche Worte an die kranke

Frau, daß diese all' ihre Noth und ihren Kummer vergaß, und eben so selig vor sich hinlächelte, wie Lieschen, ihr hochbeglücktes Kind. Die Königin erzählte von ihren Schätzen und von den Glückseligkeiten, welche sie den Sterblichen damit bereite; und auch von ihrem und ihres Vaters Reich sprach sie, in welchem das höchste Glück auf die Menschen warte, wenn ihres Vaters Bruder, ein strenger und doch gütiger Herrscher, sie bleich geküßt habe. Den Namen des gewaltigen Ohms nannte sie aber nicht. — Und wie die Königin so lieblich plauderte, ward es den beiden Zuhörerinnen immer wohler und seliger zu Sinn, so daß sie endlich in einem süß duftenden und melodisch klingenden Meere von Seligkeit zu schwimmen glaubten. Sie meinten das Plätschern eines Waldbächleins, oder das Rauschen hoher Bäume zu hören. Und siehe, die Wand wich zurück, und ein Zaubergarten mit Blumenbeeten und herrlichen Bäumen, mit breiten Wegen, mit Felsen und Grotten, Teichen und Wasserfällen dehnte sich vor ihnen aus; und sie wandelten darin, mit weißen und blauen und purpurnen Engelskleidern angethan. Die Blumen waren von wunderbar schöner Gestalt, so schön, wie keine auf Erden blühen; an den Bäumen hingen

Früchte, die glänzten wie Gold und Edelgestein; die Wege waren mit flimmerndem Goldstaub bestreut; die Felsen waren von grünem, blauem und rothem, durchsichtigem Glas, und die Seen und Wasserfälle von Rosen- und Lavendelwasser, auf dem sich silberne Schwäne wiegten. Nun tönte aus allen Büschen eine unbeschreiblich süße Musik hervor, und Knaben und Mädchen in blitzenden Kleidern sprangen aus den Büschen, und führten nach dem Takte der Musik reizende Tänze auf, und warfen dazu goldene Kugeln in die Luft, die sie wieder kunstreich auffingen, bis die Kugeln in der Luft hängen blieben, eine nach der andern, und prächtige Sterne wurden. Dann brachten die Kinder allerlei schönes Spielzeug, und setzten es vor Lieschen hin, und spielten mit ihr, bis sie schläfrig wurde. Da trugen sie einen großen Blumenkelch herbei, und legten Lieschen hinein und wiegten sie, wie ein Kind in der Wiege.

Ueber dem See kam ein Kahn, von einem leuchtenden Knaben gerudert, auf die Wittfrau zu, und der Mann, der aus dem Kahne ans Ufer stieg war ihr geliebter, verstorbener Gatte, Lieschens Vater. Aber er war viel schöner geworden, als er erst gewesen war, und hatte gar nicht mehr das

gedrückte, bekümmerte Ansehen der nothleidenden Armen. Seine Kleider waren reich und prächtig, wie die eines Königs. Er umarmte seine Frau, und führte sie in den Kahn, und der glänzende Knabe stieß wieder ab vom Ufer. Und es ward Nacht, — eine laue, liebliche, süße Nacht; die Sterne schimmerten vom Himmel herab und noch einmal aus der See herauf, der Kahn glitt immer ruhiger, immer stiller dahin. Kein Lüftchen regte sich — kein Laut wurde gehört. — — Alles still — still — still — — —

Zur selbigen Zeit ging ein Mann aus dem nahen Dorfe, der im Walde sich durstig gearbeitet hatte, nach der Hütte am Waldrande, um sich einen Topf von der armen Wittfrau zu borgen, mit dem er aus der Quelle vor der Hütte sich einen kühlen Trunk schöpfe. Da fand er Mutter und Tochter auf dem Lager neben einander liegen und fest schlafen. Ihr Antlitz glänzte von seligem Lächeln. Ueber ihren Häuptern lag eine welke Mohnblume. Der Mann ging hinaus und störte die Schläferinnen nicht."

Max war sanft eingeschlummert, vom Kuß der Königin Morphina Luise berührt; aber auch über Luisens Haupt war der Purpurmantel der kleinen Königin hingerauscht, und das schöne Haupt senkte sich. Sie schlief ruhig an des Knaben Seite.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Sch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Max von Eigl

Bd.: 1

Leipzig 1845

P.o.germ. 1426 ea-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120852-2